

Jahrbuch des Vereins für
Westfälische
Kirchengeschichte



Achtundzwanzigster Jahrgang

1927

Selbstverlag des Vereins für Westfälische
Kirchengeschichte, Münster

Jh 4 26 1. 8°

Jahrbuch des Vereins für
Westfälische
Kirchengeschichte



Achtundzwanzigster Jahrgang

1927

Selbstverlag des Vereins für Westfälische
Kirchengeschichte, Münster

Alle Rechte vorbehalten.



Pierersche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.
Altenburg, Thür.

Gh 4261

Vorwort.

In der Schriftleitung unseres Jahrbuches waltete bisher das Streben, mit seinen Darbietungen möglichst alle Teile der Provinz zu berücksichtigen. Das gelang längst nicht immer. Und nun hat der zu Gebote stehende Raum sich stark vermindert. Da gilt es zuweilen verzichten zu können. Immerhin handelt es sich nur um westfälische Kirchengeschichte. Und wenn die westfälische Kirche sehr verschiedene Gebiete umfaßt, so nähert sie sie auch einander an, so daß, wo etwa ein Gebiet die Herausgabe ihrer besonderen Kirchengeschichte nicht tragen könnte, sicher alle Nachbarn zu helfen bereit sind.

Es handelt sich um ein Heimatbuch für Minden-Ravensberg. Wir bringen diesmal den ersten Teil seiner Kirchengeschichte. Leider ermöglicht die Not der Zeit nicht, sofort das ganze Buch erscheinen zu lassen; aber die Reformationsgeschichte und die Neuzeit sollen so bald als möglich folgen, um, mit dem ersten Teile zusammengebunden, die ganze Kirchengeschichte zu umfassen. Daher bitten wir unsere Minden-Ravensberger Freunde, sich die Verbreitung dieses ersten Bandes ernstlich angelegen sein zu lassen. Es genügt nicht, daß etwa jedes Kirchenarchiv oder Pfarrhaus oder einzelne Freunde sich das Buch beschaffen. Es gilt vielmehr, dieses Heimatbuch in jedes Haus zu bringen. Darauf ist schon bei Bestimmung der Höhe der Auflage gerechnet, und wir bitten herzlich, unsere Hoffnung nicht zu enttäuschen. Es würde das auch dafür ausschlaggebend sein, ob wir es wagen können, die folgenden zwei Teile zu veröffentlichen. Oder soll der alte Meinders recht behalten mit seiner üblen Voraussage für eine ravensbergische Kirchengeschichte? (Vgl. Weddigen, Westf. Mag. 1784, II, S. 72.)

Unsere Freunde in den übrigen Teilen der Provinz bitten wir, einmal sich in Selbstlosigkeit zu bewähren. Allen aber sei gesagt, daß wir zum erstenmal unser Buch im Selbstverlag erscheinen lassen, das heißt unser Verein trägt fortan allein die — auch finanzielle — Verantwortung, und es geht dabei um die Frage seines Bestandes.

Q. D. b. v.

Anmerkung. Die Kassenverwaltung ist in die Hände des Herrn Pastors Niemöller, Münster, Erphostr. 60 (Telephon Nr. 4188), übergegangen, auf dessen Postcheckkonto Dortmund 22633 wir alle Einzahlungen zu richten bitten.

Münster, Hüfferstraße 5, 31. Dezember 1926.

Der Vorstand
des Vereins für westfälische Kirchengeschichte.

D. Rothert.

Inhaltsübersicht.

Seite.

- I. Geschichtliche Einleitung. 1—14
1. Arminius S. 1—5. Schlacht bei Idistavifus und am Dümmersee.
 2. Wittekind S. 5—8. Schlacht bei Lübbecke und am Süntel.
 3. Die Christianisierung S. 8—14. Karls Ziel und der Weg zum Ziel S. 8—10. Innere Überwindung der Sachsen. Wunder S. 10. Macht des äußeren Kirchentums. Heliond S. 12—14.
- II. Die weitere politische Entwicklung. 15—38
1. Die politische Entwicklung des Bistums Minden. Erlangung der Landeshoheit S. 15. Kampf mit den Nachbarn. Eine heutige Nachwirkung der geistlichen Landeshoheit. Minden eine bischöfliche Stadt S. 18. Aufblühen der Stadt S. 18. Das Landgebiet S. 21.
 2. Die Entstehung der Grafschaft Ravensberg S. 25. Das Grafengeschlecht. Die Burgen Ravensberg und Sparrenberg S. 26. Die Landeshoheit S. 28. Graf Ludwig von Ravensberg, Bischof von Osnabrück S. 30. Schirmvogtei über Schildesche S. 33. Erwerb Engers S. 33, Blothos S. 35, der Burg Limberg S. 35, Herfords S. 37.
- III. Die kirchliche Einrichtung von Minden-Ravensberg. 39—79
1. Einleitung. Pfarr- und Stiftskirchen. Unterschied zwischen Kloster und Stift. Frauenstifter S. 40.
 2. Die Stifter und Klöster in Minden S. 42—51. Das Domstift. Schule des Stiftes S. 43. Schulfest. Marienstift, Martinistift, Stift St. Joh. evang. S. 45. Simeonskirche S. 47. Kloster zu St. Mauritii. St. Andreasstift zu Lübbecke S. 48. Stift zu Quernheim. Lavern.
 3. Die Stifter und Klöster in Ravensberg S. 51 bis 72. Die Abtei zu Herford S. 51. Die Gründung und Gründer. Seine Weingüter am Rhein S. 56. Seine kirchliche Bedeutung Seine Schule. Die Königin Mathilde S. 60. Das Stift zu Enger S. 67. Das Stift auf dem Berge S. 68, zu Schildesche S. 69. Das Kloster Segenstal S. 70. Das St. Marienstift zu Bielefeld S. 72.
 4. Die ländlichen Kirchspiele in Minden-Ravensberg S. 73—79. Schildesche, Heepen, Dornberg, Ubbendorf unterm Limberge. Die Lage in alter Zeit. Die Patroninnen S. 74. Die Friedhöfe S. 76.
- IV. Die kirchliche Arbeit und ihr Erfolg. 80—127
1. Allgemeine Übersicht. Niedergang des kirchlichen Lebens. Verweltlichung der Kirche, Rezerei. Neubelebung durch Bettelorden S. 82. Franziskaner. Franziskanerkloster in Herford S. 84, Minden, Bielefeld. Dominikaner S. 86, Kloster in Minden. Augustiner-Eremiten S. 88. Kloster in Herford.

2. Die Art der Arbeit S. 89. Die Predigt und die Prediger. Die Beichte und Messe S. 94.
3. Der Erfolg der kirchlichen Arbeit für die Frömmigkeit des Volkes S. 95—127. Langsame Christianisierung, Nachklänge des Heidentums, Schicksalsglaube, Händefalten S. 97. Gegensatz des kirchlichen Christentums, Pelagianismus, Heiligenanbetung, Reliquien und ihre Übertragung nach Deutschland S. 98. Göttliche Offenbarungen durch Träume und Visionen (Herford und Levern) S. 99. Wunderhostien S. 105. Wallfahrten (Blomberg, Herford). Die Stillen im Lande S. 107. Die Geißler S. 108. Judenverfolgung S. 111.
4. Die kirchliche Kunst und Liebestätigkeit S. 112. Westfälische Baukunst S. 113. Bildhauerkunst S. 114. Die Externsteine. Die Liebestätigkeit S. 117. Die Ritterorden S. 119. Die bürgerliche Betätigung S. 120. Hospitäler zum H. Geist in Minden, Bielefeld, Lübbecke, Herford. Melatenhäuser in Herford, Bielefeld, Minden S. 121. Gasthäuser und Elenden S. 123. Beginenhäuser S. 125. Vom Kalend S. 126.

Quellen und älteres Schrifttum.

- Tacitus, Annalen und Germania.
Westfälisches Urkundenbuch Bd. I—VI.
Kaiserurkunden der Provinz Westfalen von Wilmans — Philippi.
Lippische Regesten von Preuß und Falkmann.
Seliand, Das Lied vom Leben Jesu, herausgegeben von Köne, 1855 und
Wilmars, Deutsche Altertümer im Seliand, 1862.
Vita Anskarii et Rimberti, herausgegeben 1884.
Einhard, Vita Caroli M., herausgegeben von Jaffé.
Widukind von Korvey, Resgestae Saxonum.
Beda venerabilis, Geschichte der Angelsachsen.
Mindische Geschichtsquellen, herausgegeben von Löffler.
Chronik von Simeon in Minden, herausgegeben von Grotensend.
Cäsarius von Heisterbach, Dialogus miraculorum, herausgeg. von Strange.
Gobelinus Perfon, Cosmidromius, herausgegeben von Potthast.
Translatio St. Viti in Korveyer Geschichtsschreibung, herausgeg. v. Philippi.
Translatio St. Alexandri; St. Pusinnae.
Vita St. Ludgeri in den Geschichtsquellen des Bistums Münster.
Kolevint, Werner, De laude vet. Saxoniae und de regimine rusticorum,
Jahrbuch für Kirchengeschichte 1907.
Lewold von Northoff, Chronik.
Feschenmacher, Annales, 1721.
Piderit, Chronikon comitatus Lippiae, 1627.
Culemann, Mindische Geschichte und Ravensberger Merkwürdigkeiten.
Schlichthaber, Mindische Geschichte, 4 Bände und Endwurf (!) Ravens-
berger Kirchengeschichte, 1756.
Samelmann, Herm., Opera Lemgo, 1711 und Neuausgabe, Münster.
Schmidt, Julius, Superint., Feuer- und Flammenspiegel 1670 u. Katalog
der Mindischen Bischöfe, 1650.
Sagedorn, Kirchengeschichte Herfords — 1748.
Lamey, Geschichte Ravensbergs, 1779.
Storch, Kurzgefaßte Nachricht von Herford, 1745 und Chronika von Her-
ford, 1748.
Weddigen, Westf. Mag. 1784—1799, 10 Bände; Westf. Nationalkalender
1800—1806; Geschichte von Ravensberg, 1790.
Das Mindener Sonntagsblatt, 1831.
Der Westfälische Anzeiger, 1807.
Wigand, Archiv für Geschichte und Altertum, Bd. 1—4.
v. Ledebur, Geschichte des Sparrenberg; Geschichte Blothos; die Bruf-
taver, 1827.
Jahrbuch für westfälische Kirchengeschichte; Zeitschrift für Geschichte und
Altertum.
Ludorff, Bau- und Kunstdenkmäler. Kreise Bielefeld, Halle, Herford,
Minden, Lübbecke.
Ravensbergische Blätter und Berichte des Ravensb. Geschichtsvereins.
Ravensberger Festschrift zu 1909.
Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands.
Kettberg, Kirchengeschichte Deutschlands.
Krüger, Handbuch der Kirchengeschichte.
Grupp, Deutsche Kulturgeschichte.
Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit.
Giesbrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit.

VIII

Grimm, Jakob, Deutsche Mythologie.

Hölscher, Bisium Minden in Zeitschrift für Geschichte und Altertum, 1877, Bd. 33, 34 u. 35.

Hölscher, Bisium Paderborn in Zeitschrift für Geschichte u. Altertum, 1880, Bd. 38.

Schroeder, Chronik von Minden,

Hölscher, Reformationsgeschichte von Herford, 1888.

Schubart, Beschreibung der Stadt Bielefeld, 1835.

Fricke, Geschichte von Bielefeld, 1887.

Michael, Chronik der Stadt Bielefeld.

Stoy, Geschichte von Minden.

Kollmeyer, Vogtei der Lippischen Grafen über Quernheim, 1904.

Diekamp, Wittkind.

Sander, Die Kirchengemeinde zu Stift Berg.

Nitzsch, Entwicklung der Territorialverfassung in Ravensberg, 1902.

Kohberg, Entwicklung der Territorialverfassung in Ravensberg, 1909.

Dehio, Geschichte der deutschen Kunst.

Landmann, das Predigtwesen in Westfalen, 1900.

Zur Bücherschau.

Zwei Heimatbücher.

1. Uralte Freiheit Volmarstein. Gedenkbuch aus Anlaß der 600 jährigen Zugehörigkeit der Herrschaft Volmarstein zur Grafschaft Mark. Karl Siepmann, Grundschüttel bei Volmarstein. Verlag: Heimatverein Volmarstein. 387 S.

2. Geschichte der Land- und Kirchengemeinde Kierspe von Dr. med. Deisting, herausgegeben von Pfarrer Meyer zu Ehenhausen, Kierspe 1925, Verlag Aug. Schmidt.

Leider reicht Zeit und Raum nicht mehr zu ausführlicher Besprechung beider Bücher in diesem Jahrbuche. Daher ist hier nur ein kurzer, aber warm empfehlender Hinweis auf beide Bücher möglich. Von beiden gilt das Wort Walthers von der Vogelweide: „Swer sie schilt, der ist betrogen, ich enkan sin anders nicht verstaen.“
D. Rothert.

Reformiertes Jahrbuch 1927. Herausgegeben vom Reformierten Bunde. Verlag des Erziehungsvereins Neukirchen, Kreis Mörs. II. Bd. 143 S. 2 Mt.

Das Buch ist ein Gruß an die reformierten Glaubensgenossen, denen es sich zum Geleiter durch das Jahr 1927 anbietet. Voran steht ein Reformiertes Kalendarium, das zu jedem Tage kurz Persönlichkeiten und Tatsachen verzeichnet, die für Reformierte von Interesse sind. Es folgen Biographien reformierter Glaubensgenossen wie Joh. a Laſco und Matthias Jorissen und Aufsätze erbaulicher und erziehlicher Art wie: „Warum lieben wir unsere Kirche?“, „Der reformierte Gottesdienst“, „Unser Reformierter Liederspalter“. „Ein Wort an die Leser“ vom Schriftleiter Pastor Ingenohl in Opladen macht den Schluß.

Wir hätten wohl einige Bemerkungen kritischer Art zu den geschichtlichen Aufsätzen wie zu den kirchenpolitischen Wünschen zu machen. Wir lassen das. Ein jeglicher sei seiner Meinung gewiß. Seinem Zweck wird das Büchlein sicher entsprechen.
D. Rothert.

I. Geschichtliche Einleitung.

1. Arminius.

In dem Jahrzehnt der großen Weltenwende, als ein Gebot vom Kaiser Augustus ausging, daß alle Welt geschätzt würde und jener Stern im Morgenlande aufleuchtete, der die Weisen zum Kripplein Christi nach Bethlehem leitete, tritt unsere westfälische Heimat, tritt insbesondere unser Minden-Ravensberger Land in das Licht der Geschichte. Wohl kommen noch wieder dunkle Zeiten, in denen es völlig im Schatten liegt, und aus denen kein Ton zu uns dringt. Aber der Heldenname, der damals unserem Volke aufging, ist, obwohl es der Name eines irdischen Helden ist, nie wieder verschollen. Der Name Armins hat noch heute, und heute erst recht, nichts von seinem Glanze eingebüßt. Wir wissen es alle, was jene eherne Gestalt auf der Höhe des Teutoburger Waldes mit dem erhobenen Schwerte uns zu sagen hat.

Jenes Kindlein in der Krippe und der Held dieses Denkmals — ob sie auch nichts voneinander wußten — sind doch Zeitgenossen und gehören in mehr als einem Sinne zueinander. Wir wollen wahrlich beide nicht miteinander vergleichen, obwohl die Tragik in beider Leben nicht fehlte, obwohl jenes Wort *haud dubie liberator* zweifellos der Erretter, das am Arminsdenkmal steht, erst recht und im höchsten Sinne vom Heilande gilt. Aber für jetzt genügt es uns festzustellen, daß es eben um die Zeit der Geburt Christi war, als Armin unserem Vaterlande die Freiheit wieder errang, und daß es der Boden unserer engern Heimat war, auf dem er die Freiheitschlachten schlug.

Wohl streiten die Gelehrten noch heute darum, wo er den Varus mit seinem Heere vernichtete: wir lassen sein Denkmal ruhig im Lippischen Walde stehen. Aber so vernichtend diese römische Niederlage war, die letzte Entscheidung brachte sie nicht. Für immer ausgetrieben aus deutschem Lande wurden die Römer erst durch jene Schlacht auf minden-ravensbergischem Boden an den Ufern der Weser bei Idistavisus (i. J. 16 n. Chr.). Auch hier war Armin der Führer.

Darum sei zuallererst ein Wort über diese Schlacht erlaubt. Es soll uns zeigen, wie heilig der vaterländische Boden ist, der das Blut von Helden trank, und wie er auch von uns fordert, den Vätern
Sahrbuch des Kirchengeschichtlichen Vereins.

gleich zu sein, die — nach altem Wort — an Tapferkeit, aber auch an rechter Treue nie ein Volk übertraf.

Diese Schlacht erscheint zwar in den über sie erhaltenen Berichten als ein völliger Sieg der Römer. Es sind eben nur römische Berichte. Zwar auch bei den Germanen erhielt sich Jahrhunderte hindurch der Nachruhm dieser Kämpfe und ihrer Helden; aber nur in Liedern, die im Laufe der Zeit verschollen. So sind wir durchaus auf jene römischen Berichte angewiesen, die die Geschehnisse in dem für sie günstigen Lichte darstellen. Tacitus, der selbst einer dieser römischen Berichterstatter war, gibt das unumwunden zu. Er sagt vom Caecina, einem römischen Feldherrn, den er redend einführt: „er schwieg von den Unfällen“¹⁾. Wir sind daher berechtigt, die Sachlage einer neuen Prüfung zu unterziehen und danach zu entscheiden, wer der Sieger war.

So aber standen die Dinge. Immer war jenes Hügelland zwischen Osning und dem Süntel (Wiehengebirge) das Ziel der von Westen kommenden Feinde. Es war heiliges Land: auf seinen Bergen wohnten die Götter, wie der Osning noch heute mit seinem Namen bezeugt (Ansen = Egge). Bekanntlich hat auch Karl der Große hier seine entscheidenden Schlachten bei Detmold und Osnabrück geschlagen. Nun hatten die Römer bisher immer die Lippelinie als ihre Anmarschstraße gewählt. Sie kamen von Südwesten her. Jetzt zieht Germanikus von Nordwesten, von der Emsmündung her mit einem starken Heere von acht Legionen und vielen Hilfstruppen, das man, vielleicht übertrieben, auf 80 000 Mann geschätzt hat, heran. Schon steht er an der westfälischen Pforte, in die er den Eintritt erzwingen will. Schon hat er die ersten Schritte durch sie hindurch getan. Er steht auf mindeneravensbergischem Boden. In der Nähe von Hausberge und Blotho dehnt sich das Schlachtfeld von Idistavifus aus.

Der Name wird verschieden geschrieben und erklärt. Am meisten sagt die Deutung des Meisters altdeutscher Forschung, Jakob Grimm, zu. Die alte Handschrift des Tacitus ergebe mit gleichem Recht eine doppelte Lesung: Idistavifus und Idisiavifus²⁾. Die letztere Lesung erscheint ihm als die richtige. Doch läßt er frei, ob nicht das Schlachtfeld

¹⁾ Reticuit de adversis, Annal. I cap. 67. Vgl. ann. IV, 74, dissimulante Tiberio damna und I, 24: tristissima quaeque maxime occultantem Tiberium.

²⁾ Abhandlungen zur Mythologie, Berlin, 1865, S. 6 und Mythologie, Bertelsmann 1876 I, Nr. 332; vgl. Tacitus Ann. II, 16.

erst nach der Schlacht seinen Namen empfangen habe. Die Idisi, auf die der Namen anspielt, sind die Walküren der nordischen Mythologie, die die gefallenen Helden von der Walstatt in die Walhalla trugen³⁾.

Hier also treffen die Gegner aufeinander. Aber noch strömt die Weser zwischen ihnen. Schierenberg⁴⁾ macht es wahrscheinlich, daß die Römer auf dem rechten, die Germanen auf dem linken Ufer stehen. Über den Fluß hinüber (?) findet das berühmte Gespräch zwischen Arminius und seinem in römischen Diensten stehenden Bruder Flavius statt. Arminius fragt den Bruder, woher die Entstellung seines Gesichtes rühre; hatte doch Flavius jüngst in einem Gefechte ein Auge verloren. Arminius hält ihm dann das Recht des Vaterlandes, die uralte Freiheit, die fromme Scheu vor den deutschen Göttern, die Bitte der gemeinsamen Mutter vor, daß er doch nicht ein Verräter seines Volkes werden möchte. Das Gespräch wird zu einem heißen Wortgefecht, da der Fluß ein Handgemenge nicht zuläßt. Merkwürdig ist, daß Arminius seiner deutschen Rede lateinische Worte einflischt — wohl um auf etwaige Zuhörer zu wirken⁵⁾.

Am folgenden Tage überschreiten römische Reiter und batavische Hilfstruppen auf einer Furt die Weser, kommen aber in gewaltiges Gedränge, aus dem sich nur ein Rest rettet. Nun überschreitet auch das römische Hauptheer den Fluß und lagert dem Feinde unmittelbar gegenüber. Arminius und die Seinen — so erfährt man — haben sich in einem dem Donar heiligen Haine mit anderen Stämmen zusammengeschworen; er habe, so sagt er, das Schlachtfeld ausgesucht und plane einen nächtlichen Überfall auf das Lager. Die römische Feldherrnkunst ist natürlich den Germanen überlegen, wie es die römische Bewaffnung auch ist. Germanikus prägt es ausdrücklich den Seinen vor der Schlacht nochmals ein. Der Germane habe weder Panzer noch Helm, selbst die Schilde seien nicht mit Eisen oder Leder überzogen, seien nur Weidengeslecht, nur dünne, mit Farben übermalte Bretter. Die erste Schlachtreihe höchstens führe Lanzen, die übrigen im Feuer gehärtete, hölzerne oder kurze Spieße. Den eisernen römischen Waffen könnten sie nicht widerstehen. Mit der Spitze der Schwerter solle man nach den Gesichtern zielen. Armin aber mahnt diesen auf äußerliche Mittel vertrauenden Erwägungen gegenüber an das heilige Recht der

³⁾ Man findet diesen Namen wieder in dem Dorfe Edesen bei Minden.

⁴⁾ Schierenberg, Die Römer im Cheruskerlande, S. 66.

⁵⁾ Ann. II, 9 u. 10.

Freiheit, um das es gehe. Es bleibe den Germanen nichts übrig, als die Freiheit zu behaupten oder vor der Knechtschaft zu sterben⁶⁾. Als nun die Reihen aufeinander stoßen, fehlte nicht viel, daß die Germanen die römische Schlachtordnung durchbrochen hätten. Arminius selbst wird verwundet. Aber auch die Römer stehen fest. Tacitus schließt seinen Bericht: „Groß war dieser Sieg und nicht blutig für uns“⁷⁾.

Aber darum hatte es sich gehandelt, ob die Römer durch jene westfälische Pforte in unsere Heimat einbrechen könnten. Davon ist keine Rede mehr. Das Feld der nächsten Schlacht beweist vielmehr, daß die Römer sich zum Rückzug entschließen müssen; sie fanden das Tor verschlossen und den Torwart unerbittlich. Müssen sie zurück auf ihre Flotte in der rettenden Emsmündung, so fragt sich, ob ihnen der Weg noch offen steht. Ohne eine nochmalige Schlacht lassen die Germanen sie nicht durch.

Diese zweite Schlacht wird von einigen an das Steinhuder Meer, von anderen⁸⁾ zwischen das Wiehengebirge und den Dümmersee verlegt. Tacitus gibt zu, daß das Schlachtenglück den Römern nicht durchaus günstig war⁹⁾. Aber sie kennen das Schicksal des Varus: so müssen sie durch¹⁰⁾. Doch kämpfen sie nicht um den Sieg oder Trophäen — Gefangene zu machen verbietet Germanikus vor der Schlacht —, sondern um ihre Rettung. Es ist eine leere Geste, wenn Germanikus nach der Schlacht ein Siegeszeichen mit stolzer Inschrift aufrichtet. Aber der Geretteten wartet auf dem Meer an der friesischen Küste neues Unheil. Die Nordsee ist mit den Germanen im Bunde, ein gewaltiger Sturm versenkt viele Schiffe in die Tiefe des Meeres; den Germanikus aber sah man an der rettenden, befreienden Seeküste tagelang umherirren, seine weiteren Schiffe erwartend und ausrufend, er sei an dem entsetzlichen Unglück schuld.

Arminius weiß, daß die Römer damit endgültig aus Deutschland vertrieben sind¹¹⁾. Tacitus selbst, der Römer, neigt sich vor ihm: „Er ist zweifellos der Retter Deutschlands; in Schlachten wohl nicht immer

⁶⁾ Ann. II, 15: tenere libertatem aut mori ante servitium.

⁷⁾ Ann. II, 18.

⁸⁾ Schierenberg, Die Römer, S. 144.

⁹⁾ Ann. II, 21: equites ambigue certavere.

¹⁰⁾ Ann. II, 21: viam strage hostium aperire.

¹¹⁾ Ann. II, 45: ad postremum ejectis Romanis satis probatum, penes utros summa belli fuerit.

glücklich, blieb er im Kriege unbesiegt¹²⁾. Einen glorreicheren Eingang in die Geschichte konnte unsere Heimat nicht haben als den an der Hand eines Arminius.

2. Wittekind.

Am Ständehause zu Münster stehen zwei Bildsäulen. Sie stellen die beiden Helden dar, die im Eingange der westfälischen Geschichte stehen. Die eine ist die des Arminius und die andere die Wittekind's. Der letztere ist mit der ravensbergischen Kirchengeschichte noch enger verflochten als der erstere. An ihm kann die Darstellung dieser Kirchengeschichte noch weniger schweigend vorübergehen als an Arminius.

Freilich die geschichtlich sichergestellten Nachrichten über ihn sind sehr dürftig. Dafür umwebt ihn ein Kranz von Volkserzählungen, die Zeugnis der Treue geben, mit der das Sachsenvolk ihm anhing, und darum immerhin Zeichen seiner überragenden Bedeutung sind. Soll doch auch das Wiehengebirge von ihm den Namen haben. Seine Eltern sind unbekannt. Wenn Werner Rolewink ihn „Konink Wedekyn, Wernikens Sohn“, nennt, macht er, wie er selbst sagt, eine Anleihe bei einer dänischen Sage¹³⁾. Geschichtlich feststehen sein Sohn Wikbert und sein Enkel Waltbert¹⁴⁾. Aber auch die spätere Königin Mathilde, die Gemahlin Heinrichs I., stammte aus seinem Geschlecht. Unbekannt ist auch seine engere Heimat. Zwar liegt es nahe, auf sein Grabmal in der Kirche zu Enger zu weisen, und Enger muß natürlich im Gebiete der Engern liegen, die in der Mitte zwischen West- und Ostfalen an beiden Ufern der Weser wohnten. Nun aber erheben sich zuverlässige Stimmen, die das Städtlein Enger noch zu Westfalen rechnen¹⁵⁾. Vor allem haben wir das Zeugnis Einhards, der in seinen Annalen zu dem Jahre 775 ihn zu den Edeln Westfalens und nicht Engerns zählt¹⁶⁾. Es steht fest, daß weder Enger noch Wittekind engerisch sind: sie sind westfälisch.

Auch über seine Besitzungen sind wir nicht genügend unterrichtet. Sein Enkel Waltbert stiftet das von ihm gegründete Kloster zu Wildeshausen, das im westfälischen Nordlande, im Lerigau, lag, aus

¹²⁾ Ann. II, 88: liberator haud dubie Germaniae, proellis ambiguus, bello non victus.

¹³⁾ De laude vet. Sax., Troß, S. 90.

¹⁴⁾ Translatio Alexandri vgl. Perß II, p. 676

¹⁵⁾ Ledebur in Wigands Archiv für Gesch. u. Alt. I, S. 44.

¹⁶⁾ Diekamp S. 49, Einhard I, 155: unus ex primoribus Westfalaorum.

den dortigen Familiengütern aus¹⁷⁾. In einem anderen Bericht werden Besitzungen Wittekind's in der Nähe von Driburg erwähnt, also im Engernlande¹⁸⁾: der heilige Liudger erweckt einen Dieb, der wegen eines Pferdediebstahls beim Sachsenherzog Wittekind gesteinigt ist, wiederum zum Leben. Endlich hält man Güter, mit denen die Königin Mathilde das von ihr in Enger begründete Stift ausstattet, für Teile aus der Wittekind'schen Erbschaft, wie denn dieses Stift selber schon 807 von Wittekind gestiftet und von ihr nur erneuert worden sei.

Und nun die politische Stellung, die Wittekind in seinem Volke einnahm! Die Überlieferung nennt ihn „König Weking“: sie wird damit seiner Bedeutung gerecht; aber die Sachsen hatten keine Könige. Er war auch nicht Herzog der Sachsen; denn auch einen solchen gab es damals noch nicht. Freilich scheint der Geschichtschreiber der Sachsen, Widukind von Korvey, auf einen solchen zu weisen, wenn er (Kap. 14) sagt, die drei Stämme der Ost- und Westfalen und Engern hätten jeder einen Stammesherzog gehabt, aus denen für Kriegszeiten durch das Los einer bestimmt wurde zur Leitung des Gesamtvolkes. Aber diese Nachricht streitet gegen alles, was wir sonst von der Verfassung der Sachsen wissen (Diekamp, S. 52). Was wir wissen ist lediglich das, daß jeder der drei sächsischen Stämme in Gaue zerfiel, an deren Spitze ein frei gewählter Führer aus edlem Geschlechte stand. Und ein solcher Gaufürst war auch Wittekind. Wenn er so, wie es der Fall ist, hervortritt, so ist das ein durchschlagender Erfolg seiner wuchtigen Persönlichkeit, die sich aber erst allmählich durchsetzte. In den ersten Jahren des Dreißigjährigen Krieges zwischen Karl und den Sachsen erwähnen ihn die gleichzeitigen Annalisten überhaupt nicht; wenn sie auch bei seiner ersten Erwähnung (777) alsbald bezeugen, daß er schon vordem sich am Kriege beteiligt habe¹⁹⁾.

Man glaubt eine Kriegstat Wittekind's in der Schlacht bei Hlibbeki (Lübbecke), sehen zu dürfen, die 775 stattfand²⁰⁾. Diese Schlacht ist ein Kampf um die Burg auf der Babilönie²¹⁾. Die Burg soll sächsi-

¹⁷⁾ Vgl. Wilmans, Kaiserurkunden I, S. 387 ff.; vgl. dazu Translatio H. Alexandri, Verz II, p. 676 ff.

¹⁸⁾ Vita Liudg. Verz II, 419; Diekamp, S. 44 ff.

¹⁹⁾ Einhard, Ann. I, 157, 159: Widukind, qui multorum sibi facinorum conscius et ob id regem veritus ad Sigifridum Danorum regem profugerat.

²⁰⁾ Einhard, Ann. I, 155.

²¹⁾ Nach Langewiesche, Ravensb. hist. Verein 1906, S. 64; vgl. Langewiesche, Rav. Blätter 1904, Nr. 5, S. 30.

ischen Ursprungs, nach Rübel²²⁾ aber erst von Franken aus der Zeit Karls des Großen erbaut sein. Rätselhaft mutet der Name der Burg an, der aber doch wohl gut deutsch ist, und vielleicht den Wald oben (haben), auf dem Berge oder den Wald, der einem Babo gehört, bezeichnet. Ebenso rätselhaft ist übrigens der Name des Baches, der durch das nahe Lübbecke fließt und Ronceval heißt.

Die zweite Schlacht (i. J. 782), bei der Wittekind schon deutlicher heraustritt, ist die am Süntel, d. h. in demselben Gelände, in dem schon Arminius mit den Römern rang. Süntel ist der alte Name des Wiehengebirges²³⁾. Der Name findet sich noch heute in Ortsbezeichnungen am Wiehengebirge: Süntelbeke, Süntelhügel, Süntelstein²⁴⁾. Auch Müller²⁵⁾ bezeichnet als Süntel die ganze Bergkette von der Westfälischen Pforte bis vor die Tore Osnabrücks und nennt aus ihr die drei Höhen den Wedigenstein bei Minden, den Limberg über Oldendorf und die Dietrichsburg bei Ostenwalde. Aber schon Kaiser Otto III. schenkt an Bischof Milo von Minden im Jahre 991 den Wald Süntel, soweit er im Bistum Minden liegt²⁶⁾. Kolveink, der begeisterte Heimatfreund, deutet den Namen²⁷⁾: Sunnendail, d. i. Sonnen-tal, und findet das Schlachtfeld in dem nach Minden hinliegenden Wesertal.

Wieder handelt es sich um die westfälische Pforte, nur daß das jetzige Schlachtfeld etwas nördlicher als das von Idiavivus liegt. Rübel bringt diese Schlacht in Zusammenhang mit dem Wittekindsberge, unterhalb dessen Wittekind's Herrensiß gelegen habe²⁸⁾. Die fränkische Macht unter ihren Heerführern Udalgis und Geilo zerschellt an sächsischer Tapferkeit. Nur geringe Trümmer können sich retten. Es ist ein glänzender Sieg Wittekind's. Auch Udalgis und Geilo sind unter den Erschlagenen²⁹⁾.

Welche Bedeutung Karl selbst dieser Niederlage beimaß, beweist das darauffolgende Blutgericht von Verden a. Aller — Karl läßt 4500 Sachsen, die sich ihm ergeben haben, an einem Tage im höchsten

²²⁾ Rav. hist. Verein 1905, S. 72.

²³⁾ Hartmann, Wanderungen, S. 1; Stohlmann, Erinnerungen, S. 8; Langerwiesche, Rav. Bl. 1904, Nr. 5, S. 31.

²⁴⁾ Hartmann S. 13, 14, 73.

²⁵⁾ Burgschloß Ravensberg, 1839, S. 77 Anm.

²⁶⁾ Kaiserurf. II, Nr. 109, S. 119.

²⁷⁾ Im Jahre 1479 De laude vet. Sax., S. 96.

²⁸⁾ Ravensb. Gesch. Ver. 1905, Nr. 79.

²⁹⁾ Erb. Reg. Nr. 168, S. 69. Vgl. Diekamp. S. 23.

Zorne niederhauen³⁰⁾. — Es folgt dann der allgemeine Sachsenaufstand, der zu den blutigen Schlachten von Detmold und Osnabrück führt. Ubrigens war die Schlacht bei Detmold wieder eine fränkische Niederlage. Karl selbst muß vor Wittekind bis Paderborn zurückweichen. Aber die Schlacht bei Osnabrück entschied das Geschick Sachsens (785). Wittekind läßt sich in Attigny taufen.

Damit erlischt das Interesse der fränkischen Berichterstatter an ihm. Erst allmählich setzt eine sächsische Geschichtschreibung ein, die, den Vorgängen ferner stehend, sagenhafte Elemente aufnimmt. Man darf annehmen, daß Wittekind fortan als Privatmann lebte: wie hätte er als fränkischer Beamter gegen seine Landsleute wirken können! Er starb wohl 807. Als sein Todestag wird der 7. Januar angenommen. Sein Grabmal ist noch heute in Enger. Rings um dieses Städtchen aber sitzen bis auf diesen Tag die Sattelmeyer, stolz auf die Gewißheit, von dem unmittelbaren Gefolge Wittekindes abzustammen.

Man wird annehmen dürfen, daß Wittekind wirklich in Enger gestorben und begraben ist³¹⁾. Freilich, das vorhandene Denkmal ist aus späterer Zeit, ebenso die Kirche, deren erster Ursprung allerdings mit Recht auf Wittekind zurückgeführt wird. Die Inschrift am Denkmal³²⁾ und die Sagen, die diese Ruhestätte umweben, sind ein Zeugnis der dankbaren Treue, die das Andenken des großen Führers noch nach 1000 Jahren festhält³³⁾.

Waren die Waffen, mit denen das Christentum in das Sachsenland drang, die des Krieges, so fragt sich, welches waren die Waffen geistlicher Ritterschaft, mit denen es in den Herzen der Unterlegenen kämpfte? Sicher waren es die zwei Gedanken, die Karls Handeln gegenüber Sachsen bestimmten, der politische und der religiöse.

3. Die Christianisierung.

Er hat mit Waffengewalt den politischen Widerstand der Sachsen gebrochen. Das Sachsenland liegt wehrlos zu seinen Füßen. Das aber

³⁰⁾ Die nichts schonende Leidenschaftlichkeit Karls mag auch jener Streit mit seiner Schwester beweisen. Er wirft sie zu Boden, würgt sie, reißt sie bei den Haaren und schlägt ihr mit der Faust drei Zähne aus. (Grupp, Kulturgesch. II, S. 263.)

³¹⁾ Wilbrand in Rav. Jahresber. 1902, S. 41 ff.

³²⁾ Weddigen, Nat. Kal. 1805, S. 64: Omnis mundatur, hunc regem qui veneratur, jeder wird rein, der diesen König ehrt.

³³⁾ Sageborn, Rav. Kirchengesch. I, S. 142 ff.

ist nicht das letzte Ziel Karls, sondern nur ein notwendiger Weg zu dem von ihm erstrebten Ziel. Er wollte nicht nur den beständigen Grenzkriegen zwischen Franken und den zum Rhein vordringenden Sachsen ein Ende machen, beide in einem großen Germanenreiche einend. Er wußte wohl, daß an eine wirkliche und dauernde Einigung nicht zu denken sei, solange die Sachsen noch im überlieferten Heidentum verharren würden. Daher war ihre Christianisierung sein Ziel, das er mit jedem Mittel zu erreichen suchte, auch mit dem politischen Zwangsgewalt.

Davon zeugt nicht bloß der Bluttag von Verden a. Aller, sondern auch die Verpflanzung von Tausenden von Sachsen — die Chronisten reden von einem Drittel der Bevölkerung³⁴⁾ — aus der Heimat in fränkisches Gebiet: „sie sollen für die Heimat wie tot sein“³⁵⁾, an ihre Stelle traten fränkische Einwanderer. Hand in Hand gehen damit schärfste gesetzliche Bestimmungen gegen alle, die sich weigerten, Christen zu werden³⁶⁾. Nicht bloß droht Todesstrafe dem, der einen christlichen Priester kränkt, sondern auch dem, der seine Verstorbenen verbrennen läßt, statt sie zu beerdigen auf dem Friedhof der Gemeinde, oder der versucht, im Lande der Sachsen als Ungetaufter sich zu verbergen, und also verschmäht zur Taufe zu kommen. Alle Kinder sollen im ersten Lebensjahre getauft werden und jedermann an Sonn- und Festtagen die Kirche besuchen.

So wird alle Macht des Staates in den Dienst der Kirche gestellt. Die Strafbestimmungen sind später noch von Karl gemildert worden; aber auch, als sie in voller Geltung standen, konnten sie wohl heidnischen Kultus vernichten, aber nicht in den Herzen den heidnischen Glauben: sie konnten das Christentum nicht in die Herzen pflanzen.

Dazu sollte die kirchliche Organisation, die sich über das ganze Land ausbreitete, dienen. Die Überlieferung weiß von Kirchen in unserem Lande, die von Karl selbst noch gestiftet und vom Papst Leo III. geweiht seien, wie Rehme und Bergkirchen³⁷⁾. Aber folgenreicher war

³⁴⁾ Hauck II, S. 402.

³⁵⁾ Sperl, Archivar, S. 62: erwähnt eine solche Sachsenkolonie in der Oberpfalz, die noch heute durch ihren Typus sich von der umwohnenden slawischen Bevölkerung unterscheidet (hohe Gestalt, langes Gesicht, blondes Haar).

³⁶⁾ Hauck, Kirchengesch. II, 387 und Kirchengeschichtl. Lesebuch von Rien u. Jüngst 1906, S. 89.

³⁷⁾ Rettberg, Kirchengesch. I, S. 447 nach dem Chronicon Mindense.

die Gründung der sächsischen Bistümer, unter denen Minden neben Bremen und Verden zu den ältesten gehört³⁸⁾. Sie gliederten sich dann in Dekanien, in denen die Kirchspiele zusammengefaßt wurden³⁹⁾. Die Fundierung dieser kirchlichen Anstalten führte zu Maßregeln, die die Gemüter weiter verbittern mußten. Die Gemeindegemeinschaften mußten die Ausstattung der Kirche übernehmen. Jede Kirche erhielt einen Hof und an Grundbesitz zwei Bauerngüter; dazu wurde die Zehntpflicht eingeführt⁴⁰⁾.

Damit war ein kirchliches Wesen, das das ganze Land umspannte, aufgerichtet. Aber es fehlte noch viel an einer gedeihlichen Einwirkung auf das Volk. Man hat dieser Kirche den Vorwurf gemacht, daß ihre „organisatorische Tätigkeit bei weitem die missionarische überwogen“ habe⁴¹⁾. Das Christentum habe höchstens einen moralisierenden Charakter gehabt. Es habe den Willen des Volkes sich untertan gemacht, indem es die Bösen durch Furcht vor dem Gerichte Gottes geschreckt und wiederum durch Hinweis auf den künftigen Lohn gelockt habe. Auch mögen die fränkischen Glaubensboten durchaus nicht immer auf der Höhe ihres Berufes gestanden haben. Wenigstens warnt Alkuin ernsthaft, man solle Boten zu den Sachsen senden, die *praedicatores non praedatores*, Prediger, nicht Beutejäger, seien⁴²⁾. Karl selbst lag freilich am Herzen, wie er wahren Glauben und wirkliche Religion unserem Volke übermitteln könne. Er befahl, nur *sacerdotes bone spei*, Priester, von denen man sich Gutes versprechen könne⁴³⁾, in das Sachsenland zu senden.

Nun aber möchte man fragen, was empfanden die Sachsen gegenüber der neuen Religion, die mit unwiderstehlichem äußeren Zwange sich ihnen aufdrängte? Jenes dreißigjährige Ringen gegen König Karl gibt deutliche Antwort. Aber auf die Zeit des Ringens bis aufs Blut folgt eine andere, in der das Sachsenvolk mit dem Christentum eins wurde. Welches sind die Bande, die unser Volk mit dem anderen Glauben verbanden?

Wie es scheint, stand die Frage im Vordergrund, welches ist die mächtigere Gottheit — die der Christen oder die des Heidentums? Und

³⁸⁾ Am 789 vgl. Krüger, Kirchengesch. II, 26.

³⁹⁾ Hauck III, 718 u. 733.

⁴⁰⁾ Hauck II, 388.

⁴¹⁾ Krüger II, S. 11.

⁴²⁾ Hauck, Realencykl. 17, S. 314.

⁴³⁾ *Translatio St. Viti*, herausgegeben von Stentrup, S. 78.

welche kann also kräftigere Hilfe ihren Bekennern leisten? Hier mußte schon ein Blick in die politische Lage entscheiden. Wohl hatten auch die Sachsen Siege über die Franken erfochten — bei Lübbecke am Sün-
 telt und wohl auch bei Detmold. Aber der letzte Ausgang hatte end-
 gültig gegen sie entschieden. Man hat gefragt: war Wittekind inner-
 lich für die christliche Heilswahrheit gewonnen? Sein Entschluß zur
 Taufe war weder eine Übereilung, noch eine bloße Täuschung; er kam
 aus der Überzeugung, längerer Widerstand sei zwecklos und werde
 die Austilgung des ganzen Sachsenstammes zur Folge haben⁴⁴). Er
 beugte sich echtgermanisch vor dem unwiderstehlichen Willen des Schick-
 sals. Das war — bei Lichte besehen — noch der alte Glaube. Er
 erkannte also die größere Macht des Christengottes. Diese Macht auch
 dem Volke immer wieder vor Augen zu führen, dazu mußten die un-
 zähligen Wundererzählungen dienen, in denen sich die Berichte der
 Zeit, vor allem die sogenannten Translationen⁴⁵), nicht genug tun
 können.

Freilich hatte schon Papst Gregorius an Augustinus, den Bekehrer
 der Angelfachsen, geschrieben⁴⁶): „Ich weiß, daß der allmächtige Gott
 durch dich dem Volke große Wunder gezeigt hat“, aber diese Wunder
 geschähen nicht zum Ruhme der Wundertäter, sondern zum Heil der
 Seelen, die dadurch im Glauben gestärkt würden. Auch die Trans-
 latio St. Pusinnae, die die Überführung der Gebeine dieser Heiligen
 nach Herford schildert⁴⁷), führt an ihrem Schluß aus, daß die Wunder
 den Ungläubigen, nicht den Gläubigen notwendig seien, damit sie
 aus dem Schlafe erweckt würden, und fügt eine Warnung vor über-
 triebener Wertschätzung der Wunder hinzu. Aber sie zeigt auch schon
 den Unwillen des Volkes, das wundertätige Gebeine an andere Ge-
 meinden abgeben soll⁴⁸). Die Translatio St. Viti⁴⁹) schwelgt in
 Wundern, die diese Überführung (i. J. 836) geleiten. Und wenn der
 spätere Rolevink⁵⁰), von der Tätigkeit der Bischöfe im Sachsenlande
 zu Karls Zeit redet, dann erwähnt er auch ihre Wortverkündung
 und vorbildlichen Wandel, aber der Nachdruck liegt auf der „häufigen

⁴⁴) Rettberg, Kirchengesch. I, S. 407 f.; Seibertz, Landesgesch. I, 198.

⁴⁵) Berichte über die Überführung von Reliquien.

⁴⁶) Beda, herausgegeben von Wilden 1866, S. 48.

⁴⁷) Wilmans, Kaiserurf. I, 546.

⁴⁸) a. a. O. S. 544.

⁴⁹) Philippi, Korveier Geschichtschreibung S. 84 ff.

⁵⁰) De laude vet. Sax. S. 108.

Darbietung von Zeichen und Wundern, durch die sie das Volk erzögen“. Und so mag denn doch auch die *Translatio Pusinnae*, wenn sie von Vernunftbeweisen redet, die wie „Mauerbrecher“ die Gegengründe umstoßen⁵¹⁾, zumeist an Wunder denken. Das mußte gerade ihr nahe liegen, als in Herford ein handgreiflicher Beweis für die Wirklichkeit der Wunder sich in der „Hilligenböke“ aufweisen ließ, die sich einst öffnete, den heiligen Lebuin vor seinen Verfolgern aufzunehmen⁵²⁾.

Eine Bekehrung durch Wunder führt naturgemäß nicht in das Heiligtum des Glaubens. Vielleicht war dazu der Missionsbetrieb der Kirche überhaupt wenig angetan. Man hat die Richtung, die weithin auch später in der Kirche herrschte, Sakramentarismus und Semi-pelagianismus genannt⁵³⁾; danach standen die Sakramente als die Wundermittel, durch die Gott wirkte, verhängnisvoll im Vordergrunde, und zum andern sicherte ihr Empfang durchaus durch deren eigene Wirkung das Heil. Es ist das *Opus operatum*, das sich hervorbrängt, d. h. die Meinung, daß die kirchliche Vollziehung der Sakramente ohne alle Rücksicht auf den inneren Stand des Empfangenden das Heil verbürge. Man schreibt ihnen eine magische Wirkung zu. Die Erfüllung der „kirchlichen Pflichten“ sichert das Heil. Es kam eben alles auf die Übung des christlichen Gottesdienstes an gegenüber dem alten Götterdienste, der immer noch heimlich geschah. Man denke an die *Homilia de sacrilegiis*⁵⁴⁾.

Nun aber zeigt sich, daß es neben dem allen noch eine andere Strömung gab, die weit andere Züge zeigt. Ihr klassischer Ausdruck ist die berühmte Evangelienharmonie, die wir den „Heliand“ nennen, weil sie an der Hand der Evangelien das Leben des Heilands in alt-sächsischem Stabreim erzählt. Ihre Bedeutung für das deutsche, besonders das sächsische Volk hat niemand so begeistert und — wie wir glauben — wahrheitsgemäß erkannt und gewürdigt wie Bilmar⁵⁵⁾. Seine Darstellung ist bei sorgsamstem Eingehen auf Großes und Kleines, auf Sachliches und Wortetymologien ein Lied im Höheren

⁵¹⁾ a. a. O. S. 541.

⁵²⁾ Sander, Kirchengemeinde zu Stiftberg, S. 37. Vgl. Werner Kolveinck de laude, S. 70.

⁵³⁾ Krüger, Handbuch II, 37.

⁵⁴⁾ Vgl. Hauck, Kirchengesch. II, S. 393 ff.

⁵⁵⁾ Literaturgesch. Marburg 1862, S. 28 und deutsche Altertümer im Heliand, Beiträge zur Erklärung des alt-sächs. Heliand und zur neueren Geschichte der Einführung des Christentums. Marburg 1862.

Chor zum Lobe des altfächsischen Volkes, aber vor allem zu Ehren dessen, der der Heiland der Welt ist und hier gefeiert wird als der deutsche Volkskönig und Gefolgsherr, der mit seinen Getreuen durch sein sächsisches Land zieht und um sächsische Herzen wirbt. Hier tritt das Christentum nicht als ein starres Gesetz entgegen, das immer nur Forderungen auflegt, oder als eine magisch wirkende Macht, vielmehr steht die Person Christi im Mittelpunkt — Er allein, als der, der für jede Seele und alle ihre Nöte das erlösende Wort hat, und bei dem das selige Gefühl des Gefundenhabens und Geborgenseins und Daheimseins über die Seele kommt. Hier tut sich also das Gnadengeheimnis des Christentums weit auf, und aus ihm leuchtet die Sonne des Heils in die Seelen hinein.

Es ist gewiß, daß der „Heliand“ nicht einmal in dem Sinne ein Volkslied war, daß es aus dem Sinne des ganzen Sachsenvolkes herausgesungen wäre; es entsprach nur einer beschränkten Schicht des Volkes, der Edelschicht: das ist die Schicht derer, die „aus der Wahrheit sind“ (Joh. 18, 37). Ihr entstammt offenbar auch der Dichter des Liedes, wenn wir auch seinen Namen nicht kennen. Es lag ihm am Herzen, daß in all der Geschäftigkeit, mit der Staat und Kirche sich um die Christianisierung der Sachsen bemühten, die Hauptsache nicht vergessen werde. So wurde sein Lied ein Zeugnis für die Sachsenmission, demgegenüber die volle Christianisierung Sachsens erst begreiflich wird.

Der Dichter des Liedes aber stand sicherlich mit dem Kloster Korvey in engstem Zusammenhang — man nimmt neuerdings an, daß Adalhard, der Abt von Korvey, bei Entstehung des Liedes nicht übersehen werden dürfe⁵⁶). Korvey aber war wieder in engster Verbindung mit Herford. Wir dürfen annehmen, daß gerade im Stifte zu Herford unser Lied in den Herzen wiederklang und von hier aus weiter in unser Land hineinklang⁵⁷).

Will jemand noch Genaueres über die Umwandlung hören, wie sie sich in edlen Sachsenherzen vollzog, den dürfen wir auf einen Sang neuerer Zeit verweisen, in dem der Dichter uns die Entwicklung zeigt, die in Lieb und Leid ein edler Sachse durchmacht, und die ihn aus dem ererbten Heidentum zum christlichen Glauben führt. Es ist das epische Gedicht „Dreizehnlinden“ von Fr. Wilh. Weber (Paderborn 1905). Das

⁵⁶) Böckelmann, Jahrbuch 1926, S. 35 ff.

⁵⁷) Vgl. Jahrbuch 1922, S. 29—46.

Kloster Dreizehnlinden ist Korvey, unter dessen Mönchen auch Minden-Ravensberger erscheinen. Da ist der Prior Markward (S. 30):

Wo der Weser blaue Fluten
durch das Felsentor sich bahnen
ihren Weg ins weite Flachland,
lag der Freihof seiner Ahnen.

Und da ist auch Waltram „aus dem Hügelland der Engern“ (S. 39). Der Dichter hat also die engen Beziehungen Minden-Ravensbergs zu Korvey, einem Missionsmittelpunkte des Sachsenlandes, erkannt und gewürdigt.

II. Die weitere politische Entwicklung.

Waren es Erwägungen politischer und religiöser Art, die Karls Sachsenkriege veranlaßten, so haben beide die Weiterentwicklung des von ihm gegründeten kirchlichen Wesens bestimmt. Die Christenheit galt als das unum corpus christianum, der eine Leib Christi, in dem Staat und Kirche in völliger Einheit einander eingegliedert waren. Die geistlichen Gebiete, die Bistümer und großen Abteien, erwachsen zu stattlichen Fürstentümern. Die Bischöfe und Reichsäbte wurden zu kaiserlichen Beamten, die ihr Land als weltliche Herren regierten, des Kaisers Schlachten schlugen und an ihrer Person oft wenig Geistliches aufwiesen.

So kann es auch die mittelalterliche Kirchengeschichte nicht vermeiden, auf die politische Geschichte des kirchlichen Bestandes einzugehen. Auch in Minden waren die Bischöfe bald vornehme Herren, denen die Handhabung des Schwertes mehr zusagte als die geistliche Leitung der ihnen anvertrauten Herde. Sie entstammten zumeist den umwohnenden edeln Geschlechtern und waren recht eigentlich dazu zum Bistum gekommen, die Interessen ihres Hauses zu vertreten. Bischof Dietrich war allerdings eines Tuchmachers Sohn aus Stendal, aber ein Günstling Kaiser Karls IV. (1353—1361). Vielleicht war es nur adeliger Spott, wenn man von ihm erzählte, wie er einst den Kaiser, der unerwartet ihn besuchte, mit den abgeschnittenen Ohren und Schwänzen seiner Schweine, die er nicht daransetzen wollte, bewirtet habe. Der Kaiser habe die Sorgsamkeit des sparsamen Haushalters anerkannt, indem er lächelnd zu ihm sagte: Ei, du frommer und getreuer Knecht¹⁾.

Aber schon längst vor dieser Zeit, schon seit dem sächsischen Kaiserhause, hatten die Kaiser alle Ursache, ähnlich zu ihren Bischöfen zu sprechen. Hatten sie doch gegen die partikularistischen Strömungen keine treueren Helfer als die Bischöfe, deren Ernennung in ihrer Hand lag. Daher war es im Interesse der Kaiser, die politische Macht der Bischöfe auf alle Weise zu stärken. Das geschah in klarer Erkenntnis besonders durch Kaiser Heinrich II. (1002—1024). Er machte die

¹⁾ Culemann, Mindische Gesch. II, 26.

Bischöfe zu politischen Herren in ihren Städten, übertrug ihnen ganze Grafschaften mit allen möglichen Rechten, gab ihnen Zoll-, Markt-, Münzrecht. Dafür wurden sie das Band, das alle deutschen Stämme aneinanderband, gleichsam ständige kaiserliche „Sendboten“, Beamte der Krone²⁾ und erwuchsen zu Landesherren ihrer Landschaft.

Freilich wurden sie dadurch ihrem geistlichen Amte vielfach entfremdet, so daß das Sprichwort entstand: Es sei ja nicht ganz ausgeschlossen, daß ein deutscher Bischof selig werde; das aber geschehe doch sehr selten³⁾. Nachdem das Bistum zum vollen Territorialfürstentum geworden war, unterschied sich der Bischof wie im ganzen Gebaren, so auch in seiner politischen Einstellung nicht mehr von weltlichen Standesgenossen. Den Bischöfen von Minden gebührt der Ruhm, dem Kaiser die Treue gehalten zu haben, auch wenn alles abfiel. So dem Bischof Widelö (1097—1105), der sich um seiner Treue willen zu dem gebannten und abgesetzten Kaiser Heinrich IV. selbst absetzen ließ. Und im Jahre 1340 verklagte der Pfarrer von Rehme, Heinrich von Brockhusen, seinen Bischof Ludwig beim Papste, daß er die päpstliche Bannung und Absetzung des Kaisers Ludwig von Bayern in seiner Diözese nicht verkünden lasse⁴⁾.

Es war eine raue Zeit. Auch die Mindensche Bistumsgeschichte ist voll von kriegerischen Ereignissen. Immer neue Fehden brannten auf, bald mit den Grafen von Hoya, deren Wahlspruch war: „Die Bärenklauen flohen niemals“⁵⁾, bald mit anderen kriegerischen Nachbarn⁶⁾. Es gab auch Mißhelligkeiten zwischen den Bewerbern um den Bischofsitz, wie zwischen einem v. d. Busche und einem v. Randeghe⁷⁾. Wenn die Waffen nach außen ruhten, hatte der Bischof seine Not mit dem Domkapitel oder der aufstrebenden Stadt Minden. Nicht, als wenn die Bischöfe immer die Schuldigen gewesen wären. Es fuhr das Schwert überall leicht aus der Scheide, und es war die Zeit, in der die Landesherrschaften als staatliche Gebilde entstanden. Wer nicht

²⁾ Giesebrecht, Deutsche Gesch. II, S. 74 ff. und Wermuthhoff, Verfass.-Gesch. S. 75 ff.

³⁾ Caesarius von Heisterbach, Dial. II, 99.

⁴⁾ Finke, Ztschr. f. G. u. A. 48, S. 211 u. 229 ff.

⁵⁾ Löffler, Mind. Geschichtsquellen, S. 214 f.

⁶⁾ Vgl. über die Schauenburger Löffler S. 130: de die in diem capiebant et capiunt de ecclesia Mindensi, über die Bögte vom Berge. Westf. U. C. IV, Nr. 166, Klage über die frequentes advocatorum vexationes.

⁷⁾ Löffler S. 220: „Busche hoge Not, Randeghe Pagenschite.“ Vgl. Weddigen, Gesch. von Paderborn, S. 482.

zugriff, ging leer aus. Da spricht es für die Mindener Bischöfe, daß, soweit immer ihr geistlicher Sprengel ging — auch Hannover lag darin —, sie doch nur ein kleines Gebiet, etwa 22 Quadratmeilen⁸⁾, politisch zu behaupten vermochten. Wunstorf und Lokkum gingen ihnen verloren. Es war wohl mehr als einer, auf den das Urteil paßte⁹⁾: Albertus pacificus fuit, sed pacem cum suis vicinis non potuit habere, der Bischof war friedliebend, er konnte dennoch mit seinen Nachbarn keinen Frieden haben. Was half es, daß man die lippische Treue eine fides Punica, eine punische Treue nannte¹⁰⁾! Aber auch der mindische Bischof mußte sich gelegentlich von seinem Osnabrücker Amtsgenossen Doppelzüngigkeit vorwerfen lassen, als er ihn in dem Treffen am Holzhauser Bache überwunden und gefangen hatte (1360). Und der wilde Bischof Wulbrand schoß mit mächtigem Belagerungsgeschütz — der „groten Mette“ — die Mauern des damals in lippischen Händen befindlichen Wedigenstein zusammen¹¹⁾. Derselbe Bischof hatte in seinen vielen Fehden so viele Wunden empfangen, auch ein Auge verloren, daß er ganz entstellt war¹²⁾. Wieder ein anderer Bischof von Minden hatte sich in der Schlacht so getummelt, so viele Schläge ausgeteilt und wieder empfangen, daß man ihm nach der Schlacht kaum den verbeulten Helm vom Kopfe nehmen konnte¹³⁾. Es ist verständlich, daß Bischof Gerhard (1346—1353) klagen konnte, er müsse inmitten einer perversa natio, einem verkommenen Volke, leben¹⁴⁾.

Nicht immer trieb die Waffenfreudigkeit in wirklichen Krieg. Es gab am bischöflichen Hofe auch ritterliche Waffenspiele. Im Jahre 1511 dauerte ein Turnier vierzehn Tage¹⁵⁾.

Natürlich waren die Kriege nicht immer siegreich. Um so kostspieliger waren sie. So ist erklärlich, daß man in beständiger Geldnot war. Die Untertanen sollten Steuern aufbringen und hatten das Ihrige durch Raub und Brand verloren. Es kam dahin, daß zeitweise sämtliche Landesburgen an Gläubiger verpfändet waren¹⁶⁾. So war unter

⁸⁾ Ludorff, Bau- u. Kunstb., Minden, S. 5.

⁹⁾ Eulemann III, 42; Pöffler, Geschichtsquellen S. 85.

¹⁰⁾ Eulemann III, S. 45.

¹¹⁾ d. J. 1408, vgl. Preuß in Westf. Ztschr. f. G. u. N. 21, S. 98 f. u. Schroeder, Chronik von Minden S. 337, Anm.

¹²⁾ Schroeder, Chronik, S. 339, Anm. u. S. 353.

¹³⁾ Eulemann IV, S. 14.

¹⁴⁾ Schroeder, Chronik, S. 258, Anm.

¹⁵⁾ Eulemann IV, S. 6 u. 105.

¹⁶⁾ Schroeder S. 257.

dem Krummstab keineswegs immer gut wohnen. Aber es bildeten sich in dem allen die staatlich selbständigen Territorien heraus, die sich gegeneinander abschlossen und ein mehr oder weniger eigenes Leben führten. Das Deutsche Reich aber zerfiel in unzählige Splitter.

Noch auf eine Folge dieser geistlichen Landeshoheiten sei verwiesen, die bis heute fortwirkt. Sie blieben in der Reformationszeit meist katholisch oder wurden es wieder in der Gegenreformation. Sie stellen den katholischen Einschlag im deutschen Volksleben dar¹⁷⁾. Das trifft auf Minden allerdings nicht zu. Es ist in der Reformationszeit nicht nur evangelisch geworden — das war auch bei den andern westfälischen Bistümern Münster, Paderborn, Osnabrück der Fall —, sondern es konnte in der Zeit der Gegenreformation seinen evangelischen Glauben auch bewahren und verdankt diese Möglichkeit der Nähe und dem Einfluß des längst evangelischen Niedersachsens. Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg nahm 1634 Stadt und Stift Minden ein und machte damit allen Bekehrungsversuchen des letzten katholischen Bischofs ein — wie sich erwies — endgültiges Ende.

Die Bildung der deutschen Territorien, auch der geistlichen, macht den Eindruck des Zufälligen. Aber es schälte sich doch aus dem Gewirre des Erwerbens und Wiederverlierens zuletzt ein fester Kern heraus, dem ein Zusammengehörigkeitsgefühl nicht fehlte. Die Bildung des geistlichen Territoriums beginnt überall damit, daß die Bischöfe die Stadtherren in ihrem Bischofsstiz wurden¹⁸⁾. Mag das Fischerdorf an der Weser der erste Anlaß zur Gründung des Mindener Bistums gewesen sein, wie das auch bei Bremen der Fall war¹⁹⁾, so war damit ein Verkehrsmittelpunkt gegeben, der zu weiterer Ansiedlung lockte. Diese Ansiedlung aber vollzog sich auf einem Boden, über den der Bischof der unbestrittene Grundherr war. Er gestattete sie und zog von den Ansiedlern den Wortzins, der sie als seine Leute bezeichnete. Schon in den ersten Jahrzehnten des 11. Jahrhunderts ist für sie eine Marktkirche vorhanden, St. Joh. bapt., die ihren Ursprung auf den Bischof zurückführt²⁰⁾. Er errichtet hier einen Markt, erhebt den Marktzoll, begründet eine Münzstätte und befestigt den neuen Ort mit Wall und Graben. Von einer Stadtmauer ist erst im

¹⁷⁾ Hauck, Entstehung der geistl. Territor. 1909, S. 3.

¹⁸⁾ Hauck, Entstehung S. 6.

¹⁹⁾ Hauck S. 10.

²⁰⁾ Hauck, Kirchengesch. V, 84.

13. Jahrhundert die Rede²¹). Vor allem ist er hier Gerichtsherr. Er kann mit Fug und Recht von civitas nostra Mindensis, von unserer Stadt Minden reden²²). Auch die Verleihung des Soester Stadtrechts an den aufblühenden Ort führt sich auf den Bischof zurück²³).

Namentlich in der Zeit um das Jahr 1000 hat die Stadt Minden einen bemerkenswerten Aufschwung genommen, der sie den übrigen westfälischen Bischofstädten voraneilen ließ. Schon Philippi weist²⁴) darauf. Diese Städte sind sämtlich an Orten gegründet, die schon in der vorchristlichen Zeit Mittelpunkte des Volkslebens gewesen waren. Sie waren nun Sitze der zu immer größerer Bedeutung aufsteigenden Geistlichkeit. Zu diesen Städten (Minden, Osnabrück, Paderborn, Münster) sind freilich noch zu rechnen die ebenfalls um ein höheres StIFT sich bildenden Städte Soest und Herford, wie auch Dortmund, das als einzige freie Reichsstadt ebenfalls zu besonderer Bedeutung kam. Was sind diesen Städten gegenüber in alter Zeit die damaligen Burgsitze der kleinen weltlichen Dynasten? Minden aber hatte vor allen Städten den Vorteil seiner Lage voraus: es lag an einem stark begangenen Weserübergang. Wir hören daher schon um das Jahr 1000 von mehreren Kirchen, die hier gegründet wurden. Um den Dom gruppierten sich die Pfarrkirchen zu Martini, Marien, Simeon, St. Johannis Evang., mit denen, ihre Bedeutung zu heben, sich oft von vornherein Kollegiatstifter vereinten, die aber als Pfarrkirchen darauf weisen, daß die Bürgerschaft der Stadt rasch wuchs²⁵).

Später ist Minden mehr zurückgetreten.

Mit dem Aufblühen der Stadt kam die Verwaltung mehr und mehr in die Hände des Rates. Deshalb wurde die Frage der Ratswahl von großer Bedeutung. Das Jahr 1301 brachte eine entscheidende Änderung.

Freilich wird es auf das rechte Verständnis dessen, was hier geschah, ankommen, denn die überlieferten Meinungen gehen weit auseinander. Weddigen²⁶) und Stohlmann²⁷), führen in fast wörtlicher

²¹) Schroeder S. 209.

²²) Westf. Ab. VI, 660.

²³) Schroeder, Führer durch Minden, 1885, S. 5; Ludorff, Kreis Minden, S. 59 f.

²⁴) Verfassungsgesch. der westf. Bischofstädte 1894, S. 14.

²⁵) Philippi a. a. O. S. 16 u. 17.

²⁶) Kalender 1800, Nr. 16.

²⁷) Erinnerungen S. 25.

Übereinstimmung — Stohmann ist abhängig von Weddigen — das folgende aus: „Die Art und Weise der Regierung dieses kleinen Freistaates war ganz republikanisch-demokratisch, und darum auch mit allen, einer solchen Regierungsform gewöhnlich eigenen Mängeln und Mißgriffen vergesellschaftet. Die sämtliche Bürgerschaft nämlich wählte alle Jahre aus ihren Mitgliedern eine neue Stadtobrigkeit, in deren Händen aber das Schwert der Gerechtigkeit sich nicht selten wie in der Hand eines Unmündigen befand“. Im Jahre 1301 wird zur Beilegung von inneren Mißständen bestimmt, daß die discretiores, das heißt die Angesehensten der Stadt mit einhelliger Zustimmung des Rates aus den Kaufleuten und drei Ämtern (den Bäckern, Schustern und sonstigen Handwerkern), ein erstes Wahlmännerkolleg von 40 Männern wählen; die letzteren sollen ein weiteres Wahlkolleg von Zwölfen ernennen, denen die Wahl der Ratmänner aus den 40 und der Gemeinheit obliegt²⁸⁾.

So also ist es. Die „Bürgerschaft“ umfaßt nicht etwa alle Einwohner der Stadt, sondern nur die Alteingesessenen, die auf eigenem Erbe sitzen, im Gegensatz zu denen, die bei ihrer Übersiedlung in die Stadt eine Hoffstelle vom Bischof erhielten, von der sie „Wortgeld“ zu zahlen haben, wie es bei den Handwerkern wohl meist der Fall war. In den Händen dieser Aristokratie — man nannte sie in Münster „Erbmänner“ — lag bisher das Stadtre Regiment. Jetzt erhalten Kaufleute und Handwerker Teil daran. Es handelt sich hier also um eine Maßregel, die die aristokratische Stellung der Altbeerbten brechen sollte.

So urteilt Philippi²⁹⁾: „Dieses Statut, welches offenbar eine Neuordnung der Verhältnisse unter für die Handwerker gilden und die an ihrer Spitze stehenden Kaufleute äußerst günstigen Bedingungen darstellt, kann seine Spitze nur gegen vorher von den alten Vollbürgern bei der Ratsbestellung innegehabte Vorrechte gekehrt haben.“ Die communitas, Gemeinheit, die in dem Statut neben den Ämtern erwähnt wird, umfaßt die alten Vollbürger, dieses aristokratische Element der Stadtbevölkerung, die an ihren Vorrechten nun auch andere teilnehmen lassen müssen³⁰⁾. Das 13. Jahrhundert war die Zeit, in

²⁸⁾ Vgl. Schröder, Chronik, S. 196.

²⁹⁾ Verfassungsgeschichte der westf. Bischofsstädte 1894, S. 49 f.

³⁰⁾ Vgl. weiter Philippi's Ausführungen über das Begräbnisrecht der St. Johannis- oder sogen. Marktkirche: ihr werden im Jahre 1075 die Leichen der Kaufleute, Fremden und derer zugewiesen, die keinen eigenen

der es überall in der Stadtbevölkerung gährte. Man war heraufgekommen und beanspruchte gleiche Rechte. So in Soest³¹). Übrigens spielten bis ins 16. Jahrhundert die Kaufleute noch vor den Handwerkern durchaus die erste Rolle. So fanden auch die Sitzungen des Rats auf dem „Kopfuße“ statt³²).

Das Landgebiet des Bistums war verglichen mit dem geistlichen Sprengel, der dem Bischof unterstand, oder mit dem Bistumsgebiet Münsters, nicht bedeutend, umfaßte aber immerhin 22 Quadratmeilen. Der Ausgangspunkt der landesherrlichen Entwicklung war wohl nicht erst — wie Hauck annimmt³³), die Forstschenkung Kaiser Otto's III. (991). Vielmehr erhielt schon Bischof Landward (961) von Kaiser Otto I. die Regalien als erster Bischof von Minden³⁴). Bischof Milo (969—996), erhielt dann von Otto II. (977)³⁵), den Gerichtsbann, Zoll, Münze, Marktgerechtigkeit, also alles, was der königlichen Gewalt unterlag. Dem fügte Otto III. den Forstbann im Walde Süntel (Wiehengebirge), westlich der Weser, hinzu³⁶). Immerhin kam durch diese Schenkung der spätere Kern des Bistums in die Hand der Mindener Bischöfe. Die Kaiser Heinrich II. und III. haben diese Schenkungen bestätigt und vermehrt³⁷). Dagegen haben die Freigerichte (Feme) im Bistum Minden keine Rolle gespielt. Es gab darin keinen Freistuhl, der Femeprozeße geführt hätte³⁸). Seit Kaiser Friedrich II. ist das Mindener Territorium eine im ganzen fertige Größe³⁹).

In diesem Gebiete lag die spätere Stadt Lübbecke, die wohl schon vor Kaiser Otto's III. Schenkung an Minden kam. Im Jahre 974 schenkt der Priester Nandrad sein anscheinend nicht geringes Besitztum im „Lidbegegowe“ an die Mindener Kirche⁴⁰). Man sieht in diesem

Grundbesitz haben, also alle außer denen der selbständigen Grundbesitzer, die beim Dome verbleiben.

³¹) Vgl. Barthold, Soest, Die Stadt der Engern, S. 108.

³²) W. Schröder, Führer durch Minden, 1885, S. 5.

³³) Kirchengesch. V, S. 100 f.

³⁴) Pöffler, Geschichtsquellen, S. 119.

³⁵) Philippi, Kaiserurf. II, S. 101, Nr. 99 u. Pöffler a. a. O., S. 122.

³⁶) Philippi a. a. O. II, S. 119, Nr. 109. Die Bemerkung der jüngeren Bischofschronik (Pöffler S. 122), daß der Wald Süntel das Wiehengebirge östlich der Weser sei, ist nur halb richtig.

³⁷) Philippi, Kaiserurf. II, S. 153, Nr. 133 und II, S. 238 f., Nr. 188 und Pöffler S. 43 u. 135.

³⁸) Lindner, Veme, S. 193.

³⁹) Hauck, Kirchengesch. V, 60 ff.

⁴⁰) Philippi, Kaiserurf. II, 1, S. 99, Nr. 97.

Besitzum den Ort Lübbeke⁴¹). Der Bischof Konrad gewann den oberhalb Lübbeke liegenden Keineberg von den Grafen von Tecklenburg, die er mit Exkommunikation bedrohte⁴²). Doch wird die Burg auf lange hinaus ein Zankapfel zwischen den Grafen von Tecklenburg, Diepholz und dem Stifte. Auch die Bischöfe von Osnabrück verflechten sich in den Streit⁴³). Der Bischof Wulbrand bringt die Burg endgültig an Minden⁴⁴). Die Pfarrkirche zu Lübbeke erscheint zuerst 1276. Volkwin (1276—1293) erhebt das bisherige Dorf zur Stadt und gibt ihr, da er ein Graf von Schwalenberg ist, seinen Stern mit dem Schlüssel St. Petri ins Wappen⁴⁵).

Jetzt tritt die Befestigung des Ortes ein, die mit dem Ausbau der Burg Keineberg zusammenfällt. Die Ministerialen, denen die Burg anvertraut wird, erhalten ihre Burglehen in der Stadt, wo sie fortan als Burgmänner am Rate beteiligt und für Gedeihen und Ansehen der Stadt von Nutzen sind. Noch heute sind in Lübbeke sechzehn Burgmannshöfe. Das war anders als in dem benachbarten Oldendorf unterm Limberge, wo die zum Schutze der Burg bestellten Ministerialen über die ganze Umgegend verteilt werden und in einzelnen Bauerschaften ihr Burglehen erhalten⁴⁶).

Erwähnt sei noch, daß schon 1221 ein Kaplan von der Burg Keineberg genannt wird⁴⁷). Aber auch das mag erwähnenswert sein, daß in der letzten Fehde mit den Tecklenburgern um den Keineberg die Lübbecker (1413) die Fahne des Gegners eroberten und sie stolz ob ihres Sieges in die Kirche zu Lübbeke hängten⁴⁸).

Durch Kauf erwarb Bischof Wedekind (1261) die Freigravenschaft Stemwede, die die Kirchspiele Wehdem und Dielingen umfaßte. Die Freigravenschaft war schon mehrfach verpfändet und zuletzt in der Hand des Grafen Heinrich von Oldenburg gewesen. Jetzt erwirbt der Bischof sie für 800 Mark. Aber er verpflichtet sich den Freien der Gravenschaft

⁴¹) Schlichthaber, Mindische Kirchengeschichte IV, S. 6; nach Hermann von Lerbeck in Pöffler, Geschichtsquellen, S. 41 u. 120.

⁴²) 1213, Pöffler, Geschichtsquellen, S. 173.

⁴³) Samelmann, Gesch., S. 697.

⁴⁴) 1412, Pöffler, Geschichtsquellen, S. 248. Schlichthaber IV, S. 359f.

⁴⁵) Pöffler, Geschichtsquellen, S. 193.

⁴⁶) Krumbholz, Festgabe an Geheimrat Philippi, S. 121—138. Vgl. Hartmann, Wanderungen durch das Wiehengebirge, 1876, S. 143 ff.

⁴⁷) Pöffler S. 61.

⁴⁸) Pöffler S. 249; Schroeder S. 338.

gegenüber, sie nicht weiter zu verpfänden⁴⁹⁾. Sie fügen — wie Culemann⁵⁰⁾ weiß, — hinzu, sie wollten fortan bei Minden bleiben, denn „unter dem Krummstab sei gut wohnen“.

Früher war die Graffschaft Stemwede größer gewesen und hatte auch Rahden und Levern umfaßt⁵¹⁾.

Hausberge (früher Schalksburg) war Sitz eines vornehmen Geschlechts, der Wögte des Bistums. Als der Letzte des Geschlechts, der Mindener Bischof Otto III., starb, vermachte er die ererbte Herrschaft dem Stifte Minden (1398)⁵²⁾.

Der Leichenstein des Bischofs, geschmückt mit vielen Wappen, rühmte ihn, daß er zwei Burgen dem Stifte verschafft habe (Hausberge und Wedigenstein). Er war naturgetreu dargestellt, die Gesichtszüge scharf gezeichnet. In der Rechten trug er den Krummstab, in der Linken die Bibel. L. von Ledebur sah das Denkmal 1825 und sagt, es sei „vorzüglich der Erhaltung wert.“ Es ist dann aber ein Opfer der sogenannten Restaurierungsarbeiten der Dreißiger Jahre geworden⁵³⁾.

Auch das Kloster Lokkum stand in nahen Beziehungen zum Stift Minden. Nicht allein, daß ihm die Pflege des Mindischen Stifts Levern wie des Klosters Segenstal bei Blotho anvertraut war, sondern es hatte sich auch an der Aufbringung des Mindischen Anteils an den Reichssteuern und anderen Stiftsausgaben zu beteiligen. Es hatte die höchste Summe von allen Klöstern und Stiftern, nämlich ein Subsidium charitativum, wie man die Steuer nannte, von 1000 Mark aufzubringen. Aber Minden mußte dann doch vor den mächtigeren weltlichen Herzögen zurücktreten. Der Streit entbrannte so heftig, daß eines Tages der Bischof Hermann auf öffentlicher Landstraße den Abt

⁴⁹⁾ Löffler, Geschichtsquellen, S. 14, 64, 184; vgl. Westf. Ab. C., S. 223, Nr. 747.

⁵⁰⁾ Mind. Gesch. II, S. 52.

⁵¹⁾ Höltscher, Bistum Minden, S. 382. Vgl. Hartmann, Die Graffschaft Stemwede, 1881, S. 9.

⁵²⁾ Die Schalksburg kommt schon 1020 vor. Herzog Bernhard von Sachsen hat sich gegen den Kaiser Heinrich II. empört und wird von ihm in der Schalksburg belagert. Doch kommt eine Ausöhnung auf Verwending der Kaiserin Kunigunde zustande. (Erhard, Reg., S. 164, Nr 900.) Vgl. noch Gobel Pers. VI, cap. 52; Piderit, lipp. Chron., S. 519; vgl. noch Schroeder, S. 540. — Ein Vorwerk der Burg war der Rote Hof, später Domäne (Schlichthaber II, 2, S. 215), war eingepfarrt in Holzhausen, und der Schäferhof (Stoy, Gesch. Mindens, S. 11).

⁵³⁾ Löffler S. 81.

mit den Fäusten bearbeitete⁵⁴). Noch als Herzog Julius von Braunschweig im Jahre 1585 die Huldigung von Lokkum verlangte, protestierte das mindische Domkapitel dagegen⁵⁵). Freilich alles ohne Erfolg.

Das Gebiet suchte man durch Burgen zu decken, die man zumal nach den Grenzen hin anlegte oder, wo man sie vorfand, beließ. Um sie handelt es sich daher in endlosen Fehden. Aber die stets drängende Geldnot verursachte dann auch wieder, die Burgen zu verlassen, wodurch man neue Fehde hervorrief. Solche Burgen waren Reineberg, Rahden, Schlüsselburg, Petershagen, Schalksburg (Hausberge).

Noch unklarer waren die Eigentumsverhältnisse mancher Gebietsteile, an die gleichzeitig verschiedene Herren, wenn nicht berechnigte, so doch anerkannte Ansprüche erhoben. Als Beispiel sei das Amt Quernheim erwähnt. Wahrscheinlich gehörte es zunächst den lippischen Edelherrn: es ist ungewiß, wie es in ihren Besitz gekommen ist. Ihren Händen entglitt es durch Verpfändungen. Rasch wechselnde Weiterverpfändungen verdunkelten die Eigentumsverhältnisse. Nach den lippischen Regesten⁵⁶), ist nicht ausgemacht, ob Bünde zum Amte Enger oder zur Vogtei Quernheim gehörte, die beide vordem den Lippem zustanden. Aber noch 1483 war in Bünde ein lippischer Richter, und bis Ende des 16. Jahrhunderts erhob Lippe hier einen Zoll und Stättgeld auf dem Laurentiusmarkte, bei dem des Morgens die lippische Fahne mit der Rose vom Glockenturm ausgehängt wurde. Auch gab es in Bünde eine lippische Polizeigewalt über die Breite der Straße: man nahm eine Lanze von 16 Fuß Länge, legte sie quer auf einen gesattelten Pagen (Pferd) und leitete ihn so durch die Straßen, „und was der Heerstraße näher gebaut ist, als die Gleve lang ist“, muß man „den Herren verbessern“, mit Geldstrafe büßen.

So hatten die lippischen Edelherrn in Quernheim die Vogteigewalt, kirchlich unterstand das Stift dem Bischof von Osnabrück, von woher es um 1150 gegründet war⁵⁷); politisch aber gehörte es zum Bistum Minden.

⁵⁴) Culemann, Mind. Gesch. V, S. 87 ff.

⁵⁵) Culemann S. 131.

⁵⁶) Bd. 3, Nr. 1976, S. 229.

⁵⁷) Kollmeyer, Vogtei der Lipp., 1914, S. 43 ff.

Die politische Entwicklung Ravensbergs.

Der Weg, den die weltlichen Territorien zu gehen hatten, um zu Stand und Wesen zu kommen, war noch schwieriger als der der geistlichen Nachbarn. Ihnen fehlte von vornherein der feste Ausgangspunkt, die Bischofsstadt mit ihrem Heiligtum. Eine Familie war der Mittelpunkt: sie war und blieb der Träger der Entwicklung, und es kam alles darauf an, ob sie im Sturm der Zeit sich wetterbeständig erwies. Bei der Grafschaft Ravensberg kam noch eine Schwierigkeit dazu.

Die Grafschaft ist nicht ein von alters her zusammenhängendes Gebiet, in dem man einen alten Gau oder gar den Sitz einer der ältesten Völkerschaften, die später in den Sachsen aufgehen, wiederzuerkennen vermöchte. Es ist vielmehr in geschichtlicher Entwicklung von seinen Grafen zusammengebracht und so zusammengewachsen. Es gehörte in seinen verschiedenen Teilen drei verschiedenen Bistümern an. Nun kann wohl ein bischöflicher Sprengel mehrere Gaue umfassen, aber es wird — wie Lamey⁵⁸⁾ bemerkt — nicht leicht ein Gau zwei oder drei Bistümern zugeteilt sein. Es gehören Bielefeld und Herford mit ihrer nächsten Umgebung, wie etwa Schildesche, in den Wessagau⁵⁹⁾ und damit in das Bistum Paderborn. Das Amt Ravensberg wie auch Enger mit seiner Umgebung gehörten fraglos nach Osnabrück und scheinen nach der Karte bei Ledebur (Brukterer) dem Gau Threkwiti zugerechnet werden zu müssen. Die Ämter Limburg und Blotho unterstanden kirchlich dem Bischof von Minden und lagen im Litbeckigau.

Bei dem allen wäre noch zu untersuchen, ob nicht die Scheidelinie zwischen dem alten Westfalen und Engern, den alten Sachsenstämmen, mitten durch das heutige Ravensberg ging⁶⁰⁾. Vielleicht wird der Name des Städtchens Enger für seine Zugehörigkeit zu dem alten Engern doch zu sehr betont. Dieser Name kann auch anderen Ursprungs sein und ist weit verbreitet⁶¹⁾. Gewiß ist, daß Wittekind kein Engerer, sondern ein Westfale war, wie schon oben gesagt.

⁵⁸⁾ Ravensberg S. 70.

⁵⁹⁾ Lamey, Urk. von 974, Nr. II.

⁶⁰⁾ Roßberg Nr. 66: Die alte Straße ging von dem wichtigen Eresberg durch die Bielefelder Scharke auf Engern und bildete die Sprengelgrenze zwischen Osnabrück und Paderborn, wie zuvor zwischen Westfalen und Engern. Vgl. Gobelin Person, Cosmidrom., S. 26. Ledebur in Wigands Archiv I, 3, 78 ff. sagt bestimmt, Enger gehörte zu Westfalen und nicht zu Engern.

⁶¹⁾ Zellinghaus, Ortsnamen, S. 10.

Danach ist die Grafschaft Ravensberg ein Erzeugnis der Tätigkeit ihrer Grafen. Von ihnen ist zuerst zu reden, wenn wir auch weit davon entfernt sind, eine politische Geschichte Ravensbergs schreiben zu wollen. Zwar treten diese Grafen in wenig greifbarer Gestalt vor unseren Blick: es fehlte ihnen der Sänger, der wie ein Justinus, jener Magister scholarum, in Lippstadt die Taten eines Bernhard von der Lippe besang, so ihren Namen verewigte.

Der Ursprung des Geschlechtes liegt im alten Versa- und Lerigau. d. h. im oldenburgischen Münsterland um Becta und Breesenburg, wie der noch spät hier befindliche Güterreichtum des Geschlechtes beweist. Hier finden sich schon im 10. Jahrhundert Grafen mit den Namen Hermann und Bernhard, Namen, die in dem ravensbergischen Geschlecht wiederkehren und auf Verwandtschaft weisen. An den Osnig kam das Geschlecht dadurch, daß Graf Hermann von Calveslage die Tochter Ottos von Nordheim, Ethelinde, heiratete, die nach dem Tode des Vaters 1083 die Hälfte seiner Güter erbt⁶²).

Wann die Burg Ravensberg erbaut wurde, ist ganz ungewiß. Man hat darüber viel phantasiert. Urkundliche Nachweise gibt es nicht. Vielleicht ist am wahrscheinlichsten, was Roßberg äußert⁶³). In den Sachsenkriegen Heinrichs IV. wurde zum erstenmal wieder seit Karls des Großen und Heinrichs I. Zeiten die hohe Bedeutung der Burgen gewürdigt. Gerade Otto von Nordheim war es, der auf diese Bedeutung in einem historischen Augenblick, auf der Tagfahrt zu Wormsleben, hinwies. Baute Heinrich im Sachsenlande Burgen, so lernten Freund und Feind von ihm. Bischof Benno II. von Osnabrück, sein treuester Anhänger, baute in jenen Tagen auf einer Höhe des Osnig die Iburg (1077). Um dieselbe Zeit oder wenig später (nach 1083) wird Graf Hermann von Calveslage auf nordheimischem Allod die Burg Ravensberg gebaut haben.

Über den Namen der Burg gibt es nur unsichere Vermutungen. Seit dem Anfange des 12. Jahrhunderts taucht der Name der Grafen von Ravensberg in Urkunden auf. Es ist die Zeit, in der die Benennung der Geschlechter nach Burgen beginnt. War bisher der Gerichtsplatz der Grund ihrer Macht gewesen, so wird es jetzt die Burg⁶⁴).

⁶²) Roßberg, Territorialherrlichkeit der Grafschaft Lamesberg, S. 2 f.

⁶³) a. a. O. S. 88 f.

⁶⁴) Stüve in Wigand, Archiv, 1828, III, S. 129.

Über die Anfänge des Sparrenbergs sind ebenfalls keine glaubwürdigen Quellen erhalten⁶⁵⁾. Roßberg glaubt sie erst in die Zeit nach Verdrängung der waldeckischen Grafen aus der Vogtei über Schildesche setzen zu müssen, für die er die neunziger Jahre des 12. Jahrhunderts annimmt. Indes überträgt Bischof Bernhard von Paderborn diese Schirmvogtei erst 1244 an Graf Ludwig von Ravensberg⁶⁶⁾. Doch mag immerhin schon vor der eigentlichen Übertragung allerlei Gut in dortiger Gegend, das mit dieser Vogtei zusammenhing oder auch aus der Nordheimischen Erbschaft stammte, an die Ravensberger gekommen sein. Gewiß ist, daß schon zu Beginn des 13. Jahrhunderts Graf Hermann Herr zu Bielefeld war⁶⁷⁾.

Auch an dem Namen dieser Burg hat man viel gedeutet. Sie soll im Jahre 1177 von dem Grafen Bernhard von Lippe gebaut und zu Ehren des Helden, dem er sich gelobt, des Gegners der Hohenstaufen, Heinrichs des Löwen, Löwenburg genannt sein. Andere deuten diesen anfänglichen Namen der Burg als einen Trognamen gegen den Löwen⁶⁸⁾. Weerth aber weist nach⁶⁹⁾, daß die von Bernhard errichtete Löwenburg mit dem Sparrenberge nichts gemein habe⁷⁰⁾. Auch die Deutung des Namens Sparrenberg ist nicht einwandfrei. Die natürlichste Deutung knüpft an die Sparren im ravensbergischen Wappen an. Die Gegner dieser Deutung aber weisen auf die gewöhnliche Schreibung des Namens. Dagegen wird darauf aufmerksam gemacht⁷¹⁾: Die Schildsparren treten 1205 zuerst auf. Damals bestand die Burg noch nicht. Ist sie also später gebaut, dann hat sie ihren Namen von dem schon vorhandenen Wappenzeichen⁷²⁾.

Ein für das Aufsteigen des Geschlechtes bedauernswertes Ereignis war der Teilungsvertrag der Brüder Otto und Ludwig von Ravensberg von 1226⁷³⁾. Danach erhält der ältere Bruder Otto die alten Calveslagischen Besitzungen Blotho, Behta, Breesenburg, die nach seinem Tode durch seine Frau und Tochter an Tecklenburg und das Bistum

⁶⁵⁾ S. 85.

⁶⁶⁾ Lamey, Art. 25.

⁶⁷⁾ Westf. Ab. 3, Nr. 1700, das dann metropolis totius comitatus wurde. Feschenmacher, Annalen S. 467.

⁶⁸⁾ Lipp. Reg. I, Nr. 83, S. 94.

⁶⁹⁾ Ztschr. für Westf. Gesch. u. Altert. 45, II, S. 169—185.

⁷⁰⁾ Vgl. Gobelin Person, Cosmidrom., S. 42, Anm. 4.

⁷¹⁾ Ravensb. Geschichtsbl. 1925, Nr. 5/6, S. 21.

⁷²⁾ Vgl. Rav. Blätter 1926, Nr. 1/2, S. 2.

⁷³⁾ Westf. Ab. 3, Nr. 229, S. 125.

Münster kommen. Ludwig erhält den Ravensberg und die zwei an ihn anschließenden Graffschaften (duas cometias adjacentes Ravensberghe). Diese beiden Cometien umfassen mehr als die beiden Ämter Ravensberg und Sparrenberg, die man aber doch in ihnen wiedererkennen mag⁷⁴), und die den Kern der nun sich bildenden Graffschaft bilden. Blotho ist später wiedergewonnen worden.

Endlich sei noch ein Wort über die Herausbildung der ravensbergischen Landesherrlichkeit gesagt⁷⁵). Hier ist nach den Untersuchungen Kofßbergs nicht etwa der Grundbesitz des Grafen die Grundlage der Landeshoheit geworden, noch weniger das Freigericht. Von Nutzen für die Entwicklung der Landeshoheit waren vielmehr die Vogteien über geistliche Grundherrschaften, dann die Markenhohheit, auch wohl die Gerichtsverfassung. Vor allem aber tritt die Bedeutung der Landesburgen hervor. Abgeschlossen aber ist die Entwicklung erst durch den Vertrag, den der Große Kurfürst im Jahre 1664 mit Osnabrück schloß⁷⁶).

Die Einheit des Landes wurde repräsentiert, auch als Ravensberg längst in die Hände der Erben seines alten Grafenhauses übergegangen war, durch die Stände, nämlich die Ritterschaft und die beiden Städte Herford und Bielefeld. Die Geistlichkeit und der meist unfreie Bauernstand waren nicht vertreten. Die gewöhnliche Malstatt, an der die Stände tagten, war Sölllenbeck⁷⁷).

An der Spitze der Stammtafel des ravensbergischen Geschlechts steht ein Graf Hermann, der sich aber noch von Calverla nennt. Er ist es, der sich mit Ethelinde, Tochter Ottos von Nordheim, verheiratete, und wird im Jahre 1092 erwähnt⁷⁸). Sein Enkel Otto I. erscheint im Jahre 1141 zuerst als Graf von Ravensberg. Der Erzbischof Arnold von Köln hielt in Soest einen großen Tag, zu dem sich seine Freunde zahlreich eingefunden hatten. Er stellte hier eine Urkunde aus zugunsten des Klosters Flechtorf, und unter den Zeugen findet sich auch Otto, Graf von Ravensberg. Damit tritt diese Bezeichnung zum erstenmal in das Licht der Geschichte. Der Name Ravensberg ist freilich viel älter, und älter mag auch die Burg dieses Namens sein. Im Jahre 851

⁷⁴) Vgl. Kofßberg S. 3 ff.

⁷⁵) Vgl. Kofßberg, a. a. O.; vgl. Nizsch, Rav. Territorialverfassung 1902 und Rav. Blätter 1910, Nr. 8/9, S. 59 ff.

⁷⁶) S. 102.

⁷⁷) Lämpel, Festschrift, S. 4.

⁷⁸) Erh. Reg. I, Nr. 1262.

erscheint eine regio Ravensburg, ein Landstrich Ravensburg, der vielleicht auf eine Burg weist⁷⁹⁾. Doch wird die Urkunde für unecht gehalten.

Damals standen die Geschlechtsnamen auch der Vornehmen noch keineswegs fest. Gern nannten sie sich nach neu erworbenen Burgen. So wurden die bisherigen Grafen von Altena, als sie die Burg Mark bei Hamm erwarben, nach dieser Burg Grafen von der Mark. Daraus ist der Schluß zu ziehen, daß erst Otto I. die Burg Ravensberg erworben hat.

Ottos Sohn, Hermann III., stand treu zu seinem Kaiser Friedrich Rotbart in den Kämpfen, die damals zwischen den Hohenstaufen und den Welfen zumal in Niederdeutschland wütheten. Ihm schreibt man die Eroberung des von Bernhard von der Lippe im Jahre 1177 erbauten Sparrenbergs zu⁸⁰⁾.

Erwähnt sei endlich Otto III., der das Stift zu St. Marien und Georg in der Neustädter Kirche zu Bielefeld begründete, in der er mit seiner Gemahlin Hedwig begraben liegt.

Mit Bernhard stirbt um 1346 der Mannesstamm der Ravensberger Grafen aus. Durch eine Erbtochter kommt das Land an die Grafen von Jülich und wird ein Teil jener Erbmasse, die sich schließlich unter dem Herzog von Kleve zusammenfindet, um zuletzt an Preußen zu fallen⁸¹⁾. Nur darauf sei noch gewiesen, daß die Hohenzollern außer diesen Ländern auch den Namen Wilhelm von den jülich-bergischen Grafen überkommen haben. Das Land aber begrüßte den ersten Hohenzollern, den Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm, mit:

Bis willekomm, du edler Gast.

Die Graffschaft Ravensberg nicht verschmähst hast.

kommst ins Elend her to mi,

dat will ik immer danken di⁸²⁾.

Es war aber der ehrwürdige Pfarrherr von Steinhagen, Joh. Lohmann, der also seinen neuen Landesherrn grüßte.

Das Leben dieser Grafen von Ravensberg verlief nach der Weise der großen Herren damaliger Zeit. Sie waren zuallererst Krieger, die sich den Ihren voran im Schwertkampf bewährten. Auf sie trifft

⁷⁹⁾ Erh. Reg. Nr. 405.

⁸⁰⁾ Eulemann, Rav. Merkw., S. 12; vgl. Müller, Ravensb. 1839, S. 22; Weddigen, Ravensb., S. 7.

⁸¹⁾ Lamey S. 67.

⁸²⁾ Sagedorn, I, S. 102 f.

noch das Wort der Germania des Tacitus zu, das von germanischer „Waffenfreudigkeit“ redet. Dennoch waren sie nicht bloße Raubritter; eine politische Idee ist dem Geschlecht eigen, die sich durch Jahrhunderte verfolgen läßt: Man hält dem Kaiser die Treue, wie auch die Zeiten sein mögen. Immer wieder finden wir die Ravensberger im Lager, ja in der nächsten Umgebung der Kaiser. Wie sie den Hohenstaufen, mit denen sie verwandt waren, sich treu erweisen, so nennt auch der römische König Albrecht I. den Grafen Otto⁸³⁾ „unsern und des Reiches Getreuen“, dem er „mit besondrer Gunst und Gnade wegen seiner Verdienste zugetan sei“. Aber auch an nachbarlicher Treue und Freundschaft ließen es die Ravensberger Grafen nicht fehlen; wenngleich es auch an nachbarlichen Zwisten mit den Grafen von Tecklenburg und Lippe nicht fehlte, so war man um so fester etwa mit dem Bistum Osnabrück verbunden. Eine Urkunde des Osnabrücker Domkapitels von 1296⁸⁴⁾ bezeugt, daß man ohne Hilfe des Grafen von Ravensberg nicht bestehen könne und ihn darum flehentlich bitte. Nach der Fehde schloß man auch wieder Frieden und bekräftigte ihn mit einem sincero pacis osculo⁸⁵⁾, einem lauterem Friedenskuß.

Daß die Grafen für kirchliche Zwecke allezeit eine offene Hand hatten, ist bei dem Geiste jener Zeit selbstverständlich. So gründet Graf Otto II. im Jahre 1231 das Kloster Bersenbrück zusammen mit seiner Gemahlin Sophia und stattet es reich aus⁸⁶⁾. Ludwig I. löst seit 1236⁸⁷⁾ die Stadt Bielefeld aus dem Kirchspiel Heepen und gibt ihr die sogenannte Altstädter Kirche zu St. Nikolai. Endlich verdankt die Neustädter Stiftskirche zu St. Marien und Georg — wie schon gesagt — dem Grafen Otto III. und seiner Gemahlin Hedwig ihre Entstehung im Jahre 1293.

Dennoch tritt aus dem Geschlecht nur einer so deutlich entgegen, daß man versuchen kann, ein Bild von ihm zu entwerfen. Graf Ludwig von Ravensberg war Bischof von Osnabrück. Sein Vater, dessen Namen er erbt, starb schon früh (um 1249)⁸⁸⁾, daher die Mutter Adelsheid, eine geborene Gräfin von Rakeburg, über ihre minderjährigen Söhne die Vormundschaft führte. So lag in der schrecklichen und kaiserlosen Zeit

⁸³⁾ 1299. Lamey, Urk. 71, p. 69.

⁸⁴⁾ Lamey, p. 67, Nr. 70.

⁸⁵⁾ Lamey II, 36 u. 37.

⁸⁶⁾ Lamey, S. 22, Urk. 16.

⁸⁷⁾ Lamey S. 31.

⁸⁸⁾ Vgl. Müller, Ravensburg, S. 53 f.

des Interregnums das Regiment in der schwachen Hand einer Frau. Das war die rechte Zeit für den gewalttätigen Grafen Bernhard von Lippe, der an seinen beiden Brüdern, dem Bischof Simon von Paderborn und Bischof Otto von Münster, bereite Helfer fand. Es gelingt ihm sogar, die Burg Ravensberg in seinen Besitz zu bringen⁸⁹⁾. Es ist wohl kaum festzustellen, wo die Mutter mit ihren Kindern ein Unterkommen fand⁹⁰⁾. Und das ist die Zeit des erschütternden Untergangs des glänzendsten deutschen Kaisergeschlechts, der Hohenstaufen. Überall herrschte Gewalttat, kein Recht galt mehr. Deutschland schien seinem Untergange verfallen. Der letzte Kaisersproß, Konradin, starb unter dem Schwerte des Scharfrichters auf dem Marktplatz zu Neapel. Dafür war „die Freiheit“ — nämlich der Kirche — wie der Triumph Frankreichs, das jenen Richtspruch über den letzten Hohenstaufen sprach, sichergestellt.

Da kam der Umschwung! Der eine der lippischen Brüder, Bischof Simon von Paderborn, wurde auf dem Wülferichskampe bei Dortmund geschlagen und gefangen (1254)⁹¹⁾. Die alte kaiserliche Partei erhob ihr Haupt wieder. Nun lohnte die Treue auch gegen das angestammte Grafengeschlecht in hellen Flammen auf. Die Getreuen eroberten die Burg Ravensberg, und Bernhard mußte schmähschlich entweichen. Es fand 1257 eine Ausöhnung statt, die durch einen Friedenskuß bestätigt wurde⁹²⁾. Die jungen Grafen aber kehrten froh in das Haus ihrer Väter zurück.

Freilich der Gegensatz gegen den lippischen Nachbar blieb und kam immer wieder zum Ausbruch. Um 1297 saß der lippische Graf Simon auf seinem festen Schlosse Enger und tat nach der Weise der Zeit der ravensbergischen und osnabrückischen Nachbarschaft viel Schaden durch seine Raubüberfälle. Da kam, als er eines Tages von solchem Raubzuge heimkehrte, unser Graf Ludwig, der seit 1297 Bischof von Osnabrück war, über ihn, überwältigte ihn und setzte ihn in dem festen Bucksturm in Osnabrück gefangen. Hier hatte er sechs Jahre Zeit, über Recht und Unrecht nachzudenken⁹³⁾.

⁸⁹⁾ Lamey, S. 35.

⁹⁰⁾ Übrigens nennt sich Graf Bernhard tutor et curator der Pupillen des verstorbenen Grafen Ludwig von Rav. (Lipp. Reg. I, Nr. 260, S. 186 im Jahre 1249). Jedenfalls geht er so weit, die Burgmannen von Ravensburg die seinen zu nennen (Lipp. Reg. I, Nr. 284 im Jahre 1254).

⁹¹⁾ Seibers, Westf. Gesch. III, S. 115.

⁹²⁾ Lamey, II, S. 39, Art. 36.

⁹³⁾ Bis 1305. Samelmann, Dpp., S. 581 u. 611.

Und wieder kreuzten sich die Schwerter. Noch einmal stieß man auf dem Halerfelde (Kirchspiel Werfen in Tecklenburg) aufeinander (im Jahre 1306). Diesmal war zwar der Hauptgegner ein Graf von der Mark, aber mit ihm gemeinsam fochten die Grafen von Tecklenburg und Lippe und viele andere. Es ist nicht leicht, die Berichte der Chroniken über dieses Treffen in Einklang zu bringen. Levold von Nordhoff, der es in das Jahr 1308 setzt⁹⁴⁾, geht schnell darüber hinweg. Andere erzählen von weißen Feldbinden, durch die der Bischof Ludwig die Seinen gegenüber dem Feinde kenntlich machte⁹⁵⁾. Hamelmann erzählt nach Kranz⁹⁶⁾, daß der Graf von der Mark ein weißes bischöfliches Gewand wie einen Feldherrnmantel über seiner Rüstung getragen habe. Wie dem sein mag, es kam zum Kampfe Mann gegen Mann zwischen beiden Führern. Noch am Boden liegend ringen sie miteinander. Ein Osnabrücker eilt seinem Bischof zu Hilfe, aber er trifft mit dem Streitkolben nicht den Gegner, sondern seinen Herrn so unglücklich, daß er nach drei Tagen stirbt. Er hat den Sieg mit seinem Tode bezahlt. Hamelmann zitiert zu Ehren des Siegers — wenn auch, wie er sagt, „nicht gern“ — alte Verse, die allerdings gewagt erscheinen⁹⁷⁾:

Corpore Zachaeus, animo Judas Maccabaeus,
alter et iste David Marcensem cuspide stravit.
Marca, Monasterium, Tekenenberg, Juliacum,
Arensberg, Waldecke, Loen, Rettberg, insuper Ahus
Tremoniaeque comes, Petrus vos terruit omnes.

Sedenfalls werden wir diesen Versen entnehmen dürfen, daß der Bischof Ludwig von Person klein war wie Zachäus, aber ein Mann von großem Mute⁹⁸⁾. Und er nahm es trotz allem ernst mit seinem bischöflichen Amte⁹⁹⁾. Er weihete, obwohl er doch auch ein großer weltlicher Herr war, selbst neuerbaute Kirchen und Altäre, wie etwa die des Klosters Rulle. Und konnte er nicht umhin, seinen Gegnern kriegerisch zu widerstehen, so rüstete er sich darauf mit Fasten und Gebet. Er war auch der eigentliche Urheber des Marienstiftes auf der Neustadt-Biele-

⁹⁴⁾ Ausgabe Troß, 1859, S. 147.

⁹⁵⁾ Vgl. Müller S. 72.

⁹⁶⁾ Opp. S. 581.

⁹⁷⁾ Opp. S. 611.

⁹⁸⁾ Hamelmann, Opp. 540: vir magni animi.

⁹⁹⁾ Hamelmann, Opp. 571: ecclesiam laboriose rexit et plurima jura suae ecclesiae recuperavit.

feld, wie Hamelmann berichtet¹⁰⁰). Kurz, er war ein Bischof, „des Lobes und des Gedächtnisses wert“, hat nach dem Sinne seiner Zeit „seinen bischöflichen Stand wohlgehalten“ „und regierte löblich“¹⁰¹).

Endlich sei einiges über die Erwerbung einzelner Gebietsteile, aus denen sich die Grafschaft Ravensberg zusammensetzte, mitgeteilt.

Graf Ludwig von Ravensberg erhielt 1244 die Schirmvogtei über das Stift Schildesche aus der Hand seines Verwandten, des Bischofs Bernhard von Paderborn. Bisher war der Graf von Waldeck im Besitze dieser Vogtei, die später zur Landeshoheit führte, gewesen¹⁰²). Wie es scheint, hat sich die ravensbergische Landeshoheit aus dieser Schirmvogtei über Schildesche in all den Gebieten entwickelt, wo Schildesche Güter hatte, z. B. um den Limberg her¹⁰³), vor allem in Bielefeld und Umgegend¹⁰⁴). Die Stadt Bielefeld entwickelte sich in alter Zeit sehr langsam¹⁰⁵). Daran mochte vor allem die noch im 16. Jahrhundert zu spürende Unsicherheit der Straßen wenigstens zum Teil schuld sein. Wie weit sich die Hand mancher besonders raub- und fehdelustigen Ritter erstreckte, zeigt die seltsame, aber wohlverbürgte Nachricht, daß der bekannte Götz von Berlichingen im Jahre 1516 den Statthalter des ravensbergischen Landes, Philipp von Waldeck, unterwegs überfiel und gefangen nahm und ihn nur gegen eine Summe von 8000 Goldgulden wieder losließ¹⁰⁶).

Wie kam das Amt Enger an Ravensberg? Zu der alten, in sich noch selbständigen Grafschaft hat es überhaupt nicht gehört. Es gehörte vielmehr zu Lippe in älterer Zeit, an das, wie man früher glaubte, es durch den Sturz Heinrichs des Löwen gekommen sein soll¹⁰⁷). Diese Nachricht führt sich auf Hamelmann¹⁰⁸) zurück, ist aber falsch. Vielmehr waren die Widukindschen Stammbesitzungen bei Enger in eine von bischöflicher und gräflicher Jurisdiktion erimierte „Abtei“ durch Königin

¹⁰⁰) Opp. 597: fuit suator Ottoni, patri (!) suo ejusque conjugii Hadwigae, et etc.

¹⁰¹) Hamelmann, Opp. 597; Kleinsorgen II, S. 187.

¹⁰²) Lamey S. 33, Urk. 25, p. 31; Koffberg S. 86.

¹⁰³) Kollmeyer, f. Vogtei der v. der Lippe, 1914, S. 8, Anm. 1.

¹⁰⁴) Ludorff, Kreis Bielefeld, S. 2: Bielefeld kam als Paderbornisches Lehen an Ravensberg.

¹⁰⁵) Michael, Chronik der Stadt B., 1884, S. 30 ff.

¹⁰⁶) Fricke, Gesch. von Bielefeld, Bielefeld 1887, S. 52.

¹⁰⁷) Vgl. Lipp. Regesten I, Nr. 99.

¹⁰⁸) Opp. p. 678.

Mathilde vermandelt und durch Kaiser Otto I. im Jahre 968 dem Erzstifte Magdeburg geschenkt worden. Als magdeburgisches Lehen kam es an die Grafen von Schwalenberg und nach deren Aussterben an die von Lippe¹⁰⁹). Im Jahre 1300 ist der Edle Herr Simon I. zur Lippe im Besitze von Enger, wo er eine feste Burg erbaut. Es wird, ins einzelne gehend, von Segnern geschildert, wie er diese Burg unter mißbräuchlicher Benutzung der Kirche errichtete¹¹⁰). In einer Fehde gegen die Herren von Minden, Osnabrück, Paderborn und Ravensberg unterliegt Graf Simon, wie oben gesagt, und muß, um sich aus der Gefangenschaft des Bücksturms in Osnabrück zu lösen, die Befestigungen der Burg Enger niederlegen¹¹¹). Die Stiftsherren verlegen 1414¹¹²) ihren Sitz nach Herford; zum Teil begeben sie sich nach Magdeburg, ein Zeichen, daß damals noch eine gewisse Verbindung zwischen diesem und Enger besteht¹¹³). Durch die erzwungene Niederlegung der Burg verliert Enger an Interesse für die lippischen Herren, die es an Osnabrück als Pfand geben müssen; von Osnabrück wird es verfezt durch Bischof Ludwig an Graf Otto III., bis es 1409 für 2000 Gulden dem Herzog Wilhelm von Berg vom Bischofe von Osnabrück¹¹⁴) zu eigen wird, dem damals von seinem Vater, dem regierenden Herzog von Jülich-Berg, die Verwaltung Ravensbergs übertragen war¹¹⁵).

Zu dem Amte Enger gehörten vier Kirchspiele, unter ihnen das Kirchspiel Enger¹¹⁶). Seit 1578 begannen die Lipper Verhandlungen über die Ablösung der Pfandsomme und die Zurückgabe des Amtes, auf die man klevischerseits mit geringer Freudigkeit einging. Sie dauerten bis 1702 mit Unterbrechungen, aber ohne Erfolg. Enger blieb ravensbergisch¹¹⁷).

¹⁰⁹) Falkmann, Beiträge zur Gesch. Lippes, IV, S. 107 f. Vgl. dazu Preuß, Ztschr. 21, 296 die Alenburg.

¹¹⁰) Lipp. Reg. Nr. 545: de domo Dei raptorum gymnasium efficit.

¹¹¹) Lipp. Reg. Nr. 546 im Jahre 1305.

¹¹²) Lamey S. 74 im Jahre 1414; Gobelin Person p. XXXII.

¹¹³) Falkmann, Beiträge, IV, S. 108.

¹¹⁴) Weddigen, Nat. Kal. 105, S. 57; Culemann, I, S. 41; Roßberg S. 32 f.

¹¹⁵) Preuß, Ztschr. für Gesch. u. Altert., Bd. 21, S. 96.

¹¹⁶) Falkmann, a. a. O., S. 108, die andern sind Hiddenhausen, Spenge, Wallenbrück; dazu kommen noch mehrere Bauernschaften, auch solche des Kirchspiels Bünde (Roßberg S. 44).

¹¹⁷) Vgl. auch Müller S. 69.

Schon um das Jahr 1258 wird Graf Otto von Ravensberg in Verbindung mit Blotho genannt¹¹⁸). Aber die ältesten Besitzverhältnisse sind sehr unklar. Es werden als Besitzer auch die Bögte vom Berge, das Erzstift Köln (Philipp von Heinsberg), die Tecklenburger, die Oldenburger, ja die Herzöge von Braunschweig-Lüneburg genannt¹¹⁹). Durch die letzteren kommt Blotho an die Grafen von Waldeck, die es ihrerseits 1372 an den Grafen Wilhelm von Berg und Ravensberg verpfänden¹²⁰). Es bleibt Pfandbesitz bis 1528, in welchem Jahre Graf Philipp von Waldeck und seine Gemahlin Anna, eine geborene Herzogin von Kleve, völlig und auf ewig Verzicht leisten auf Amt und Schloß Blotho¹²¹).

So sind es auch hier wie in Enger die Erben des alten ravenbergischen Grafengeschlechts, die zur Abrundung der Grafschaft beitragen.

„Wie das Amt Limberg an die ravenbergischen Grafen gekommen ist, habe ich nicht feststellen können“, sagt der alte v. Berswordt in seinem westfälischen adligen Stammbuch von 1624. Seitdem hat sich das Dunkel ein wenig gelichtet. Es gab hier eine Fülle von Ansprüchen, die sich doch nicht durchsetzen konnten, aber das Bild verwirren. Hier waren die Grafen von Tecklenburg begütert, ja gar die Burggrafen von Stromberg, deren Stammburg weit im Süden im Münsterlande bei Beckum lag. Hier stritten aber auch die Bischöfe von Minden und von Osnabrück um Land und Leute. Und hier sind auch die Grafen von Ravensberg geschäftig. Ihr erstes Auftreten ist durch eine Urkunde aus dem Jahre 1248 bezeugt¹²²). Graf Ludwig von Ravensberg (1226—1249) hat die Vogtei über die im Amte Limberg gelegenen Güter des Klosters Gehrden im Paderbornischen an sich gebracht. Die Güter lagen in Börninghausen, Rödinghausen, Thesen und Brake. Nun liegt er auf dem Sterbebette. Um ihn ist Ludfried, der Burgkaplan von Ravensberg, und Rötger, der Priester von Holzhausen (wohl Borgholzhausen). Sein Gewissen erwacht: es ist bei der Erwerbung der

¹¹⁸) Lamey, Gesch. v. Rav., S. 42, Art. 58, d. Art. w. hergestellt im Hofe der Minderen Brüder zu Herford, S. 78; Ledebur, Blotho, S. 18 ff.

¹¹⁹) Ledebur, a. a. O., S. 35 ff.

¹²⁰) Lamey S. 79.

¹²¹) Ledebur S. 68. Vgl. Rosberg S. 4, Anm. 4; S. 5, Anm. 1.

¹²²) Westf. Ab. 4, Nr. 396 und 400, S. 260.

Vogtei nicht alles mit rechten Dingen zugegangen. Da verzichtet er, doch unter der Bedingung, daß auch ein anderer sie nicht erhalte¹²³⁾.

Eine zweite Urkunde ist aus dem Jahre 1292¹²⁴⁾. Der Burggraf Heinrich von Stromberg ist bei einer Fehde in die Gefangenschaft des Grafen von Ravensberg geraten; um sich zu lösen¹²⁵⁾, muß er Güter zu Börninghausen und anderen Orten abtreten. Die Entscheidung über die Landesherrschaft und den Besitz des Limberges selber aber bringt erst des Jahr 1325. Aus diesem Jahre ist eine Urkunde datiert, die von einer Verhandlung zwischen Minden und Ravensberg Kunde gibt. Danach haben vielfache Streitigkeiten zwischen ihnen bisher über das Eigentum der Burg stattgefunden. Der Bischof will den Frieden vorziehen und erklärt sich damit einverstanden, daß, während ihm das nominelle Eigentum der Burg bleibt, der Graf sie von ihm zu Lehen erhält, also ihr tatsächlicher Herr wird. Der Vertrag ist nur durch die Annahme erklärlich, daß der Bischof in offener Fehde den kürzeren gezogen hat, da offensichtlich die mindischen Ansprüche auf die Burg die berechtigteren sind¹²⁶⁾. Fortan weisen die ravensbergischen Grafen auf dem Limberge als ihrer Burg und stellen hier gelegentlich ihre Urkunden aus, wie schon Graf Bernhard 1330 tut¹²⁷⁾. Dennoch dauern die Streitigkeiten um umliegende Ortschaften noch lange fort. Im Jahre 1489 wird in der Oldendorfer Mark, die den Limberg umgibt, ein Gericht gehalten, in dem die Grenzen gegen die Lübbecker Mark festgestellt werden¹²⁸⁾. Dennoch werden 1533 neue Streitigkeiten erwähnt¹²⁹⁾. Noch 1571 ist Streit über die Zugehörigkeit von Holzhausen zu dem Gericht zu Dummerten, das im Kirchspiel Holzhausen liegt, aber zu Minden gehört¹³⁰⁾. Doch wird die Zugehörigkeit des Limberges zu Ravensberg nicht weiter in Zweifel gestellt. Es ist fortan eine der vier ravensbergischen Landesburgen, und das Amt Limberg galt als „das beste Kornamt in Ravensberg“¹³¹⁾. Das Städtchen an seinem Fuße hieß bis in das 19. Jahrhundert hinein — Oldendorf unterm

¹²³⁾ Vgl. dazu Lipp. Reg. I, Nr. 80, S. 90 ff.

¹²⁴⁾ Westf. Ab. 6, Nr. 1485; vgl. Lamey, II, S. 63, Nr. 66.

¹²⁵⁾ umbe die vancknisse.

¹²⁶⁾ Lamey, II, S. 89, Urk. 97.

¹²⁷⁾ Lamey, II, S. 97, Nr. 107: in castro nostro Lintberghe.

¹²⁸⁾ Culemann, III, S. 57 f.

¹²⁹⁾ Jahrbuch für westf. Kirchengesch. 1904, S. 156.

¹³⁰⁾ Culemann, V, S. 72. Vgl. Würdwein, subs. dipl., V, p. 313.

¹³¹⁾ Westf. Mag. 1784, III, 19.

Limberge und freute sich dieses Namens. Es wäre gewiß nichts dagegen zu erinnern, wollte es diesen Namen wieder aufnehmen.

Die wichtigste, allerdings auch eine sehr späte Erwerbung ist die von Stift und Stadt Herford. Von der Entstehung des Stiftes und seiner kirchlichen Bedeutung für unser Land ist später zu reden. Nur das sei schon hier gesagt: was für Minden das Domstift war, das war Herford für das Ravensberger Land im frühen Mittelalter, ein Brennpunkt, von dem das Licht des Evangeliums weithin ausstrahlte. Hier aber gilt es, die politische Entwicklung von Stift und Stadt kurz zu berühren, freilich nicht, sie zu schildern. Das wäre Aufgabe einer Herforder Ortsgeschichte. Eine ravensbergische Geschichte kann nur versuchen, die politischen Beziehungen Herfords zu Ravensberg anzudeuten, die endlich den vollen Anschluß an das Nachbarland herbeiführten.

Diese politischen Beziehungen sind freilich sehr alt. Schon im Jahre 1286 verpflichten sich der Graf von Ravensberg und die Stadt gegenseitig zu ewiger Freundschaft¹⁸²⁾. Die Stadt wird hier durch Ministeriale, Schöffen und Konsuln vertreten. Der Abtissin geschieht keine Erwähnung. Seit 1472 erhält Ravensberg die Hälfte der Herforder Münze wie das Gogericht in der Stadt¹⁸³⁾. Darauf bezieht sich der Vertrag von 1547: „Fürstl. Gnaden Vorektern haben schon das Gogericht u. viele andre Hocheit u. Gerechtigkeit in Herford gehabt.“ Culemann¹⁸⁴⁾ meldet Genaueres darüber: No. 1472 brachte Herzog Gerhard von Jülich das Gericht zu Herford, welches Erzbischof Dietrich von Köln an Wilhelm Westphal für 500 Gulden versezt hatte, durch Bezahlung der Pfandsumme an sich. Jener Vertrag von 1547 zwischen Herzog Wilhelm von Kleve als Grafen von Ravensberg und der Abtissin von Herford, Frau Anna Gräfin von Limburg, erkennt den Herzog als Landesherrn so gut wie an¹⁸⁵⁾. Die Abtissin nennt ihn ihren „Erbvogt und Erbschirmherrn“ und übergibt ihm „alle weltliche Hoheit und Obrigkeit“ in Herford, das fortan ihm den Treueid leisten soll. Sie behält sich lediglich das Hofgericht auf der Stiftsfreiheit vor und einige Ehrenvorrechte. Dagegen hat der Herzog das

¹⁸²⁾ Lamey S. 58 ff., Art. 59 u. 60: confederationem et amicitiam in perpetuum servabimus.

¹⁸³⁾ Roßberg S. 33 f.

¹⁸⁴⁾ Rav. Merkw. I, S. 59.

¹⁸⁵⁾ Meinders, Monum. Rav. bei Weddigen, Graffsch. Rav., II, S. 183 ff.

Gogericht und bestellt damit den Richter in Herford¹³⁶⁾. Die Bestimmung über die Münze bleibt, wie sie 1472 getroffen war. Storch¹³⁷⁾ besaß noch einen Taler, auf dessen einer Seite zwei Löwen und das Herfordische Wappen (ein roter Balken im weißen Felde) nebst der Jahreszahl 1552 und der Umschrift zu sehen war: Monet. Dominae et civit. Hervord.; auf der anderen Seite erschien ein Löwe mit der Umschrift: vicit leo de tribu Juda, es siegt der Löwe vom Stamme Juda. Im Jahre 1647 wurde die Stadt durch den brandenburgischen Kommandanten des Sparrenberges, von Eller, eingenommen und hat dem Großen Kurfürsten darauf gehuldigt¹³⁸⁾.

¹³⁶⁾ Storch, Chronika, S. 23; vgl. Teschenmacher, Annalen, S. 465.

¹³⁷⁾ Um 1758. Chron. S. 7.

¹³⁸⁾ Storch, Chron., S. 64.

III. Die kirchliche Einrichtung von Minden= Ravensberg.

Die kirchliche Organisation unseres Landes war die der mittelalterlichen Kirche überhaupt. Es gilt näher auf sie einzugehen.

Neben den Pfarrkirchen oder — in der hierarchischen Ordnung — vielfach über ihnen erhoben sich Klöster und Stifter, die von vornherein zu besonderen Brennpunkten des kirchlichen Lebens bestimmt waren. Dabei ist der Unterschied zwischen Klöstern und Stiftern zu beachten, so ähnlich sie auf den ersten Blick sein mögen. Im Kloster haufen Mönche oder Nonnen, die noch mehr als durch hohe Klostermauern durch lebenslängliche Gelübde gebunden sind; im Stifte aber Kanoniker oder Kanonissen, die allerdings verpflichtet sind, nach den Kirchengesetzen, den Kanones, zu leben, aber nicht lebenslänglich gebunden zu sein brauchen. Vor allem aber ist der Zweck beider verschieden. Im Kloster gilt es stille Einkehr in sich selbst, die Pflege der eigenen Seele in Selbstbeobachtung und Askese; im Stifte steht der Dienst an der Gemeinde in Kultus und caritas im Vordergrund¹⁾.

Es gab an den von Karl dem Großen in unserem Lande gestifteten „Zellen“, die von vornherein zu Bischofsitzen bestimmt waren, immer eine Mehrzahl von Geistlichen verschiedener Weihegrade. Aber es gab auch eine Anzahl von Pfarrkirchen — wahrscheinlich sind es die ältesten, die als solche am angesehensten waren und ein weit ausgedehntes Kirchspiel hatten —, an denen ebenfalls mehrere Geistliche verschiedener Weihegrade tätig waren, die gemäß den kirchlichen Kanones ein gemeinsames Leben führten. Diese Kirchen hatten also den Charakter von Kollegiatkirchen. Die Kanones ordneten nicht das Zusammenleben in einem Hause an, nahmen auch nicht die freie Verfügung über den Privatbesitz, beließen auch den persönlichen Genuß von Pfründen und Benefizien. Die nach ihnen lebenden Priester wurden später von den sogenannten Regular-Kanonikern als canonici saeculares unterschieden. Indessen der gemeinsame Tisch und der gemeinsame Schlaßaal erscheinen in der älteren Zeit für sie als unumgänglich²⁾.

1) Schäfer, Pfarrkirche und Stift, S. 95 ff.

2) Schäfer S. 170.

Später fällt beides dahin. Für das Mindener Domkapitel wird der gemeinsame Tisch (*vita communis*) noch im Jahre 1381 bezeugt³⁾.

Das alles gilt auch für die Frauentister. Die Insassinnen wohnen in eigenen Kurien, haben aber „eine uniforme Kanonissentracht“⁴⁾ wie gemeinsamen Tisch und Schlafsaal. Lebenslängliche Gelübde legen sie nicht ab, sondern haben das Recht des Austritts und der Verehelichung wie auch eines jährlichen Urlaubes von 6—10 Wochen⁵⁾. Und sie haben kirchliche Pflichten. Sie sind die Nachfolgerinnen der altchristlichen „Witwen“, die zum Dienst der Liebe verpflichtet sind. Die leitende Schwester bewahrte in ihrem Titel „Diakonisse“ lange die Erinnerung an die älteste Zeit. Später wandelte sich dieser Titel in den der Abtissin. Auch im Gottesdienste hatten die Schwestern zu dienen. Sie leisteten Hilfe bei der Taufe weiblicher Katechumenen, überbrachten auch wohl die Hostie an kranke Frauen. Mit dem Schwinden dieser sakralen Bedeutung nimmt ihre karitative Verwendung zu. An jedem Stifte besteht ein Hospital, an dessen Spitze ein Kanonikus steht, der *magister hospitalis*. Die Kanonissen aber haben nicht nur den Zehnten an das Hospital zu zahlen — sie werden gern an das Scherlein der Witwe erinnert⁶⁾ —, sondern auch die eigentlichen Liebesdienste zu verrichten, deren Arme, Kranke, Alte, Pilger bedürfen⁷⁾. Noch eine andere Pflicht lag ihnen ob. Im Stift besteht eine Schule, deren Schülerinnen zur Erziehung ihm anvertraut sind. Die Kinder werden schon vom sechsten Jahre an aufgenommen⁸⁾. Auch die lateinische Bildung erschloß sich hier den Frauen. Aber wir hören gelegentlich auch Klagen über die Schwierigkeit des Schreibens⁹⁾. Auch weibliche Handarbeit wird gelehrt. Vor allem gilt es in Zucht und guten Sitten die Mägdelein aufzuwachsen zu lassen.

Jede Kanonisse muß durch die Schule gegangen sein, aber nicht jede Schülerin muß oder kann auch nur Kanonisse werden; denn es gibt immer nur eine fest bestimmte Anzahl von Pfründen. Hamel-

³⁾ Culemann, *Mind. Gesch.* II, S. 43.

⁴⁾ Culemann, *Mind. Gesch.* III, S. 20.

⁵⁾ Schäfer, *Die Kanonissentister im deutschen Mittelalter*, Stuttgart, *Enke* 1907.

⁶⁾ Schäfer S. 252.

⁷⁾ *Westf. Ab.*, 4, S. 389; *Levern* = *pauperum hospitalitas*.

⁸⁾ *Caesarius v. Heisterbach* I, S. 196: *ad literas positae*. Vgl. Specht, *Unterrichtswesen*, S. 258 ff.

⁹⁾ Specht S. 272: *tres digiti scribunt totum corpusque laborat*.

mann hat ganz recht, wenn er¹⁰⁾ sagt, die Klöster und Stifter waren früher kaum etwas anderes als Schulen.

Die freiere Gestaltung des Kanonissenlebens gegenüber dem der Nonnen mußte ihm gerade auf westfälischem Boden, wo man von alters her seine Persönlichkeit zu bewahren sucht, Verständnis und Entgegenkommen bereiten. So weiß Schäfer¹¹⁾ von drei Blütezeiten des Kanonissentums zu reden, deren eine er die westfälische nennt. Es ist die Zeit des 10. Jahrhunderts, als die Stifter Essen und Herford wie die kleineren entstanden, von denen wir noch zu reden haben. Aber auch das ist zu verstehen, daß es gerade die höheren Stände sind, die das Stiftsleben pflegen. Es ist der Adel, der die Stifter gründet: der höhere Adel gründet gräfliche Stifter, der Ministerialadel die übrigen „freiweltlichen Stifter“. Sie finden sich naturgemäß zumeist auf dem Lande, und wo sie heute in Städten liegen, haben sich diese im Laufe der Zeit um die Stifter gebildet. In den alten Städten entsprechen den adligen Stiftern die bürgerlichen Beginenhäuser.

Seit dem 12. Jahrhundert werden keine Stifter mehr gegründet¹²⁾. Dagegen werden manche ältere Stifter von dieser Zeit an unter kirchlichem Drucke zu wirklichen Klöstern und wenden sich dann meist den Benediktinern oder Zisterziensern zu, oder sie nehmen die sogenannte Regel Augustins an.

Bei dem allen wäre falsch, diese Stifter nur als Versorgungsstätten für die unverforsgten Töchter des Adels anzusehen. Sie sind zuallererst Pflegestätten des kirchlich-christlichen Lebens, und ziehen sie das weibliche Geschlecht zu dieser Pflege heran, so befinden sie sich damit nicht nur mit der urchristlichen Gemeinde, sondern auch mit den altgermanischen Anschauungen in Übereinstimmung, die die religiöse Veranlagung der Frau wohl erkannten. Es wäre wohl zu verstehen, wenn viele Geistliche solche Stifter an ihren Kirchen gegründet hätten, wie es der Pfarrer in Levern um 1130 tat¹³⁾. Vielleicht ist das viel häufiger vorgekommen, als wir wissen. Jedenfalls ist immer Voraussetzung für Gründung eines Kanonissenstiftes, daß es mit einer längst bestehenden Pfarrkirche verbunden ist¹⁴⁾.

¹⁰⁾ Dpp. S. 648.

¹¹⁾ a. a. D. S. 70.

¹²⁾ Schäfer a. a. D. S. 70.

¹³⁾ Eulemann, Mind. Gesch. I, S. 32.

¹⁴⁾ Schäfer a. a. D. S. 76 ff.

So hatten die Stifter eine große Bedeutung für das ganze kirchliche Leben, nicht nur für die Ausbildung des Klerus, sondern auch für die Pflege des gottesdienstlichen Lebens, wie für die Armenpflege. Wenn Schäfer für ihren Niedergang das Aufkommen der „Studia generalia“, der Universitätsstudien verantwortlich macht¹⁵⁾, so könnte man vielleicht richtiger dieses Aufkommen mit dem Niedergang der Kapitelschulen begründen. Jedenfalls kam über die Kapitel ein allgemeiner Verfall. Der Geist entwich aus ihnen: man sah sie als gute Versorgung an, die „Kumulation (Häufung) der Benefizien“ tat ein übriges. Die Kapitel entarteten und wurden mehr und mehr reif zum Untergange.

Die Stifter und Klöster im Bistum Minden.

Das Domstift zu Minden ist eine uralt-ehrwürdige Stiftung, das mit Recht seinen Ursprung bis auf Karl den Großen zurückführt. Von seiner politischen Bedeutung als dem ersten Stande des Landes, der ihm sein geistliches Oberhaupt setzte, ist hier nicht zu reden. Um so mehr von seiner kirchlichen Bedeutung. Zwar wissen wir über seine Anfänge nicht viel. Das Jahr 803 mag das Jahr seiner Gründung und Herkumbert sein erster Bischof sein.

Von Bedeutung scheint für das Verhältnis, in dem Minden zum Kloster Korvey steht, von dem es Reliquien empfangt, und das in seinem Bereich Kirchen gründete, zu sein, daß Herkumbert, bevor er in Minden Bischof wurde, Abt zu Corbie, dem Mutterkloster Korveys, war¹⁶⁾.

Demnach ist es älter als die beiden berühmten Pflanzstätten des Christentum in Westfalen, als Korvey und Herford. Indessen darf man sich von den ersten Zeiten dieser in der Frühzeit gegründeten Bistümer im Sachsenlande nicht zu große Vorstellungen machen: sie waren, wie man sie wohl genannt hat, „Missionszellen“ von höchster Einfachheit. War der Bischof mit bischöflichen Vorrechten ausgestattet, und ruhte die Verantwortung für alles kirchliche Handeln zuletzt auf seinen Schultern, so lebte er doch mit den ihm unterstehenden Gefährten zusammen in enger Gemeinschaft — in der *domus episcopi*, daher der Name Dom —. Es war ein hölzernes Kirchlein, in dem er als der eigentliche und einzige Parochus seines Sprengels des

¹⁵⁾ a. a. O. S. 204.

¹⁶⁾ Stoy, Gesch. Mindens, 1879, S. 6.

Gottesdienstes waltete. Bei der kirchlichen Versorgung der ihm anvertrauten Herde war er auf weitgehende Hilfe der allmählich entstehenden Klöster und Stifter angewiesen. Mühselig war sein Dienst, und er mochte sich oft genug vorkommen wie ein Missionar in Heidenlanden, was er auch war.

Da war es von größter Bedeutung, daß man ihn nicht als Einsamen in den Vorkampf stellte, sondern ihm von vornherein Gefährten mitgab, die mit ihm eine Gemeinschaft bildeten, das spätere Domkapitel. Im Kleinen wiederholte sich dieser Vorgang an den bedeutenderen Kirchen seines Sprengels, an deren Spitze nicht ein einzelner, sondern ein Kollegium einander untergeordneter Kleriker stand: daher der Name der Kollegiatkirchen. Nur war die Bedeutung des Domstifts eine viel umfassendere. Dem Bischof folgten im Range der Propst und der Dechant und dann die übrigen Kanoniker. Es gab nach einer Festsetzung von 1230 vierundzwanzig Kanoniker in Minden. Das Bistum war in Archidiaconate geteilt, die zum Teil den vornehmeren Kanonikern anvertraut waren, wie denn auch Sitte war, daß die Kanoniker noch andere Pfründe besaßen¹⁷⁾. In diesem Kapitel fanden die jüngeren Söhne des landsässigen Adels ihr gutes Unterkommen. Es gab *canonici majores* und *juniores*. Letztere waren, solange sie noch die Stifterschule besuchten, *canonici non emancipati*, hatten eine *praebenda minor in fructibus et floribus*, in Früchten und Blüten, das heißt in Einnahmen und Würden gegenüber den schon emanzipierten Domherren.

Der Mittelpunkt war der Dom zu Minden, dessen jetzige Gestalt aus dem Jahre 1072 stammt. Er wurde nach dem Brande des ersten Domes errichtet¹⁸⁾. Die Patrone des Domes sind Petrus und Gorgonius¹⁹⁾. Der Dom ist ein Bau von großartigen Ausmaßen und hoher Schönheit²⁰⁾. Den Dom umgab die Domfreiheit, auf der die Domherrenkurien lagen. Mauern und ein „gemauerter Wassergraben“ sicherten die Freiheit auch gegen die Stadt²¹⁾.

Daß dem Domstifte die Schule zur Erziehung des geistlichen Nach-

¹⁷⁾ Schroeder, Chronik, S. 127.

¹⁸⁾ Vgl. über den Brand Sul. Schmidt, Feuer- und Flammenspiegel, 1670, S. 172.

¹⁹⁾ Höltscher, Bistum Minden, S. 324; Bau u. Kunst d., Kreis Minden, S. 57; Weddigen, Westf. Magazin, 1784, III, S. 77.

²⁰⁾ Lübke, Die mittelalterl. Kunst in Westf., S. 236.

²¹⁾ Culemann V, S. 63.

wuchses nicht fehlte, war selbstverständlich. Zwar über die Mindener Domschule ist nicht viel bekannt. Es sei gestattet, um einen Einblick in diese Schule zu gewinnen, auch das heranzuziehen, was aus anderen Stifts- oder Klosterschulen berichtet wird. Man unterschied im allgemeinen „innere“ und „äußere“ Schulen. Die ersteren erzogen nur den Nachwuchs des Stiftes oder Klosters und unterlagen zumal in Klöstern, die nach strenger Regel lebten, einer scharfen Schulzucht. Ein freierer Geist lebte dagegen in der äußeren²²⁾.

Von Interesse würde sein, zu erfahren, welches die wirklich erzielten Resultate des Schulunterrichts waren. Wir wissen wenig davon. Auffallend ist die Notiz, daß, als 1324 es sich darum handelte, das „Wahldekret“, d. h. das Protokoll über die Wahl des Bischofs Ludwig zu unterschreiben, es sich herausstellte, daß nur sieben von den vierzehn Domkapitularen schreiben konnten; unter denen, die es nicht vermochten, war auch der greise Scholaster, dem die Aufsicht über die Schule zustand²³⁾!

Schulferien gab es freilich nicht; aber die Sonn- und Feiertage waren frei und die Vorabende auch. Da sollten nicht einmal die Schreiber — so wird aus einer Klosterschule berichtet — die Federn berühren. Die Schüler aber durften sich an Spielen ergötzen. Dazu kamen wohl auch in Minden wie anderswo freudige Erinnerungstage. Als König Konrad 911 St. Gallen besuchte, gewährte er zur ewigen Erinnerung an seinen dreitägigen Aufenthalt im Kloster den Schülern für alle Zeiten drei Feiertage. Es gab auch Stiftungen kinderfreundlicher Wohltäter, die für die Schüler an bestimmten Tagen Pittantien, auch gar zu Ostern ein Glas Wein erbringen sollten. Die Spiele bestehen in allerlei körperlichen Übungen: Steinwerfen, Wettlaufen, Ringkämpfen, Kreifelschlagen, Ballspielen und anderem. Gelegentlich arteten diese Spiele einmal aus. So berichtet Caesarius²⁴⁾, daß die Schüler in ihrem Übermut einen Hund taufeten. Aber man erlaubte ihnen auch wohl, in die Kirschbäume zu steigen und so viel Kirschchen zu essen, als sie wollten²⁵⁾. Eine beliebte Unterhaltung war Rätselraten. Der große Alkuin am Hofe Karls des Großen hat für seinen Zögling Pipin ein Büchlein mit 101 Rätseln zusammengestellt.

²²⁾ Vgl. Specht, *Unterrichtswesen in Deutschland*, 1885, S. 216 ff.

²³⁾ Philippi, *Gesch. Westfalens*, 1926, S. 58.

²⁴⁾ dial. mirac. X, 45 ed. Strange II, S. 249.

²⁵⁾ Caesarius, dial. VI, 5, ed. Strange I, S. 249.

Darin findet sich unter anderem die Frage: „Was ist der Frühling?“ Die Antwort lautet: „Ein Maler der Erde.“

Der Hauptfreudentag der Schule fiel in die Weihnachtszeit, und zwar auf den Tag der Unschuldigen Kindlein (28. Dezember). An diesem Tage wechselten die Rollen zwischen Lehrern und Schülern: die Schüler durften die Herren spielen. In der Kirche trat der Schülerbischof an die Stelle des Bischofs, im Refektorium hatten sie zu befehlen. Vor allem hatten sie das Recht, jeden Stiftdherrn so lange festzuhalten, bis er sich loskaufte. Diese Loskaufssumme durfte dann mit Essen und Trinken verjubelt werden.

Die Feier dieses Schulfestes entartete allmählich. Im 12. Jahrhundert hatte es, wenn wir das auch nicht von Minden wissen, seine ursprüngliche Naivität abgestreift und bot oft nur erwünschte Gelegenheit zu allerlei Roheiten. Die Schüler vergaßen alle den Lehrern schuldige Achtung und mißbrauchten den Tag zu Trinkgelagen. Wir hören auch von lateinischen und deutschen Spottgedichten auf die Lehrer. Man mußte deshalb gegen die Ausartungen des Kinderfestes einschreiten, ebenso wie gegen die mißbräuchliche Feier des Emanzipationsfestes, dessen Kosten die Schüler bestritten, die ihre Schulzeit hinter sich hatten und in den Genuß ihrer Kanonikerpfründen gelangten.

Aus Minden hören wir von diesen Festen erst in diesen letzten Zeiten. Hier wählten die Schüler gern einen Kanonikus nach dem anderen zum Bischof, die sich dann für eine Geldsumme zu lösen hatten. Im Jahre 1309 erging ein scharfes Verbot gegen diesen Unfug²⁶⁾. Bald darauf wird eingeschärft, daß die Schüler einen Teil der Gabe, die der zum Bischof von ihnen gewählte Kanonikus zu zahlen hatte, dem Domschatz überliefern mußten²⁷⁾. Im Jahre 1392 haben die Scholaren den ganzen Zuschuß abzuliefern²⁸⁾. Ebenso wurden die Schmausereien bei Gelegenheit der Emanzipation von Kanonikern eingeschränkt²⁹⁾.

Neben dem Domstift gab es im Bistum Minden eine Reihe anderer Stifter und Klöster, die wenigstens genannt werden müssen. Mit der Marienkirche, gegründet 1026³⁰⁾, war das Marienstift verbunden. Es war als Benediktinerinnenkloster einst vom Bischof Milo (im Jahre 993) auf dem Wedigenberge (in monte Wedegonis) an einem Orte

²⁶⁾ Schroeder, Chron., S. 225.

²⁷⁾ Schroeder S. 237.

²⁸⁾ Schroeder S. 305.

²⁹⁾ Schroeder S. 253 u. 285.

³⁰⁾ Stoy S. 8.

gestiftet, wo vormal's eine heilige Einsiedlerin, Thetwif, gelebt hatte, wurde aber bald (1215) nach Minden verlegt³¹⁾ und in ein freiweltliches Frauenstift verwandelt (1421)³²⁾.

An der Martinikirche, die „ungefähr 1026“ durch Bischof Sigbert gegründet ist³³⁾, befand sich ein Kanonikerstift mit einem Propst, elf Kanonikern und fünf Vikarien³⁴⁾, deren Zahl sich später minderte³⁵⁾.

Ein weiteres Kanonikerstift befand sich an St. Johannis evang. Es ist im Jahre 1206 unter Bischof Thietmar gegründet³⁶⁾. Das Stift hatte außer dem Propst und Dechanten sechs Kanoniker und drei Vikare. Es lag an der Marienwallstraße.

Mit St. Johannis evang. wird oft verwechselt St. Johannis bapt. Diese letztere Kirche, die auch nur Kapelle genannt wird, lag am Markt und hieß daher auch Marktkirche. Sie ist zusammen mit dem Dome, in dessen Nähe sie lag, um 1075 abgebrannt, aber durch den Mindner Bürger Volkmar wieder aufgebaut³⁷⁾. Sie war die eigentliche Bürgerkirche; vor allem hatten bei ihr die Kaufleute ihren Friedhof³⁸⁾. Diese Kapelle wurde in der Reformationszeit zu einem Bürgerhause gemacht und verkauft³⁹⁾. Von St. Johannis bapt. hatte man den Vers⁴⁰⁾:

templum struxit, quae et fori
dicitur ecclesia,
ut in illa mercatori,
pauperi et viatori
fierent ex gratia
sepulturae.

³¹⁾ Erhard Reg. Nr. 674 u. 701.

³²⁾ Culemann, Mind. Gesch. III, 19 ff. Wenn Samelmann Opp. pg. 660 als Grund der Verlegung die Rauheit der Luft auf dem Berge anführt, so findet sich diese Begründung auch bei anderen Verlegungen.

³³⁾ Schlichthaber II, S. 14.

³⁴⁾ Hölscher, Bistum Minden, S. 327.

³⁵⁾ Über den Bau der Kirche vgl. Lübke, Die mittelalterliche Kunst in Westf., S. 238.

³⁶⁾ Monasticon S. 50; Pöffler, Geschichtsquellen S. 28, 59 u. 170; Culemann, Mind. Gesch. I, S. 37.

³⁷⁾ Erb. Reg. Nr. 1162; Pöffler, Geschichtsquellen, S. 47.

³⁸⁾ Pöffler, Gesch., S. 25.

³⁹⁾ Culemann, Mind. Gesch. V, S. 85.

⁴⁰⁾ Pöffler, Geschichtsquellen, S. 25. Vgl. zu den Verwechslungen, Schroeder, Chron., S. 72 u. 119, Anm.; Philippi, Verfassungsgeschichte der westf. Bischofstädte, S. 50; Pöffler, Geschichtsquellen, S. 77: Alle Häuser vom Westertor bis zur Hellingsstraße rings um St. Joh. evang. brennen 1373 ab.

Die St. Simeonskirche ist — was ihren Patron betrifft — in allerlei Dunkelheit gehüllt. Wer ist der Simeon, von dem sie ihren Namen hat? Culemann⁴¹⁾ denkt an einen inclusus (Klausner) Simeon in Trier. Ebenso Schlichthaber⁴²⁾. Dieser Simeon starb 1035 im Geruche der Heiligkeit, nachdem er dort in der Porta nigra gelebt hatte. Die in eine Kirche später verwandelte Porta wurde nach ihm Simeons-
tor genannt⁴³⁾. Diese Annahme könnte nur bestehen unter der Voraussetzung, daß diese Kirche erst 1207 gestiftet ist. Nach Löffler⁴⁴⁾ ist die Kirche erst 1214 gegründet. Nun aber wird behauptet, daß ihre Gründung schon in das Jahr 1009 fällt. Denn das Regest⁴⁵⁾ redet zwar von der Martinikirche, aber der Index⁴⁶⁾ verbessert diese Notiz: „Erhard hat diese Stelle fälschlich auf die Martinikirche bezogen“; es ist die Simeonskirche. Kampschulte⁴⁷⁾ sagt daher: Der reclusus Simeon kann für Minden nicht in Betracht kommen. Dann fragt sich, an welchen Simeon zu denken ist. Man weiß von einer Legende, nach der Karl der Große dem von ihm (?) gegründeten Kloster Liesborn im Münsterlande unter anderem „den Arm des heiligen Simeon geschenkt habe, auf dem er das Jesuskind im Tempel trug“. Aber man kennt auch Reliquien von einem heiligen Erzbischof und Märtyrer Simeon, die man in Liesborn verehrte.

Über diesen „Erzbischof“ ist wohl nichts weiter bekannt. Vielleicht liegt eine Verwechslung mit dem Simeon vor, der, ein Sohn des Kleophas (?), Bischof von Jerusalem gewesen und von Kaiser Trajan als Verwandter Jesu gekreuzigt sein soll⁴⁸⁾. Grotefend⁴⁹⁾ weiß noch von einem weiteren Simeon, der als Bischof von Metz gilt. Es wird auch ein Simeon, Mönch vom Berge Sinai, genannt, der zur Zeit des Bischofs Poppo von Trier lebte.

Es erscheint unmöglich, sich zu entscheiden. Möglicherweise geben die den verschiedenen Simeons heiligen Tage einen Fingerzeig; vorausgesetzt dabei ist, daß man noch von einer Kirchweih in Minden weiß. Die Tage, um die es sich handelt, sind der 16. oder 18. Februar

41) Mind. Gesch. I, S. 37.

42) II, S. 29.

43) Otte, Kunst-Archäologie I, 597.

44) Geschichtsquellen S. 170, 28 u. 59.

45) Erb. Nr. 746.

46) a. a. O. S. 66.

47) Patrozinien S. 112.

48) Otte I, S. 597.

49) Taschenbuch 1905.

oder der 1. Juni. Oder sollte sich noch ein Hinweis auf die Kirche finden, von der aus die Mindner Kirche gegründet sein könnte? Für die Gründung von Liesborn aus spricht so gut wie nichts — außer etwa dem Namen⁵⁰⁾.

Mit dieser Simeonskirche wurde das Benediktinerkloster zu St. Mauritius im Jahre 1435 verbunden. Es war 1042 durch Bischof Bruno auf dem Werder — in insula⁵¹⁾ — an der Weser gegründet. Hier gibt der Name des himmlischen Patrons sofort einen Fingerzeig. Mauritius, als Mohr und Ritter dargestellt⁵²⁾, war der Anführer der sogenannten Thebaischen Legion gewesen, die bis auf wenige Gerettete ihren Christenglauben durch ihr Martyrium bezeugten. Er war Patron des Erzstifts Magdeburg. Der Bischof Bruno aber war aus Magdeburg und rief Brüder aus dem St. Johanniskloster in Magdeburg in seine Gründung an der Weser⁵³⁾.

Im Jahre 1464 beginnt der Bau der Klosterkirche in der Stadt: der Bürgermeister Gevekot legte den Grundstein. Im Jahre 1474 wird die Kirche geweiht; vollendet ist der ganze Bau erst 1495⁵⁴⁾. Die Überlieferung aber sagt, daß der Unwille der Bürgerschaft die in ihr neues Kloster in feierlichem Zuge mit allen Reliquien gehenden Mönche begleitet habe. Man wird daraus, wenn nicht auf dogmatische Abweichungen, doch auf persönliche Unbeliebtheit schließen dürfen⁵⁵⁾.

Die Niederlassung der Minoriten in der Stadt war nicht von Bedeutung⁵⁶⁾; um so bedeutsamer war die der Dominikaner; doch davon später.

Außerhalb Mindens findet sich das Stift St. Andreas in Lübbecke. Es war durch Bischof Otto I. (1265—1275) in Ahlden an der Aller errichtet, aber schon bald nach Neustadt am Rübenberge verlegt worden und wanderte 1295 weiter nach Lübbecke⁵⁷⁾. Dem Stifte gehören an sechs Kanoniker und neun Vikarien, zu deren Vorzügen auch der gehört,

⁵⁰⁾ Schroeder, Chron., S. 119, Anm.: spricht sich gegen die Erbauung der Kirche durch den Domdechanten Iko aus.

⁵¹⁾ Grotfend, Chronik von Simeon u. Mauriz, S. 6; Löffler, Mind. Geschichtsquellen, S. 45.

⁵²⁾ Otte X, S. 589.

⁵³⁾ Grotfend, Chronik von Simeon u. Mauriz, S. 3.

⁵⁴⁾ Schroeder, Chronik, S. 375, 328.

⁵⁵⁾ Schlichthaber II, S. 66 f. und Schroeder S. 352.

⁵⁶⁾ Culemann II, S. 40; Schroeder S. 402.

⁵⁷⁾ Culemann, Mind. Gesch. I, S. 47; Schlichthaber, Mind. Gesch. IV, S. 8 u. 105 ff. Vgl. Westf. Ab. 6, Nr. 1547 u. 1548; Löffler, Geschichtsquellen, S. 68.

daß sie in ihren Kurien das Asylrecht haben. Der Propst von Lübbecke ist zugleich Archidiaconus und hat das Patronat über die Pfarre in Lintorf⁵⁸⁾.

In Quernheim gab es ein Kanonissenstift⁵⁹⁾. Ob es 1147 — wie gewöhnlich angegeben wird — wirklich gestiftet ist, steht dahin. Diese Jahreszahl beruht auf einer Nachricht von 1631⁶⁰⁾. Es ist durch Bischof Philipp von Osnabrück, aber mit starker Hilfe der Abtei Herford gegründet und gehörte darum stets unter die geistliche Aufsicht Osnabrücks. Die politische Zugehörigkeit aber schwankte lange. Die lippischen Grafen saßen in der nahen Burg von Enger; zu ihrem Gebiete gehörte auch Bünde, und die Vogtei Quernheim war in ihrer Hand als Osnabrücker Lehen⁶¹⁾. Noch im Jahre 1507 wird der Graf von der Lippe Vogt des Klosters genannt. So hatte umgekehrt das Kloster Mastgerechtigkeit in der Dünner Mark als Erbege, während die „unechten Markgenossen“ nur nehmen durften, „wat de Kreien van den Bömen treden“⁶²⁾. Der Grundbesitz des Stiftes war nicht unbedeutend. Im Jahre 1266 bezeugt der Graf von Oldenburg, daß seine Mutter die Huchzerhöfe an das Stift schenke, und im Jahre 1277 schenken die Brüder von Haren ein Haus in Bünde, von dessen Einkünften die Insassinnen am jährlichen Gedächtnistage ihrer Mutter als Pittantie Weißbrot (panis triticicus) erhalten sollen⁶³⁾.

Über das Leben im Stift steht nicht viel fest. Zwar spricht der Propst von Mandelsloh in einem Friedensvertrage von den „innigen und Beghenen (Beguinen) Jungfrauen“⁶⁴⁾, aber es war gerade (1485) durch den Bischof Konrad von Osnabrück eine Reformation am Kloster geschehen⁶⁵⁾. Und schon bald hernach bezeugt der Vogt Bernhard von der Lippe, daß er das Kloster mit großer „Swarheit und merklichen Kosten in ein göttliches Leben und Reformation gebracht“⁶⁶⁾.

An der Spitze des Stifts, das die sogenannte Regel des heiligen Augustinus angenommen hatte, stand neben Propst und Prior die

⁵⁸⁾ Weddigen, Westf. Mag., 1784, I, S. 61.

⁵⁹⁾ Westf. Ab. S. 122, Nr. 224; Culemann, Mind. Gesch. V, S. 97.

⁶⁰⁾ Kollmeyer, Die lipp. Vogtei in der Dünner Mark, 1914, S. 42.

⁶¹⁾ Lipp. Reg. Nr. 2382, 2942; Kollmeyer S. 43.

⁶²⁾ Lipp. Reg. 4, 2925, S. 1505.

⁶³⁾ Westf. Ab. VI, S. 261, Nr. 858 u. S. 349, Nr. 1106.

⁶⁴⁾ Lipp. Reg. Nr. 2901 i. J. 1502.

⁶⁵⁾ Samelmann Opp. p. 369: reformatio in moribus et disciplina.

⁶⁶⁾ Lipp. Reg. Nr. 2942.

Abtiffin. Erwähnt werden außer den eigentlichen acht Stiftsjungfern⁶⁷⁾ noch fratres barbati⁶⁸⁾, das sind Laienbrüder, Arbeiter zur Bewirtschaftung der Güter⁶⁹⁾. Noch im Jahre 1577 wird der gemeinsame Mittagstisch gefordert⁷⁰⁾. Die Domina soll mit den Stiftsjungfern im Reventer essen und ohne erhebliche Ursache sich nicht allein speisen lassen. Bei Tische soll gelesen werden, ut non solum fauces sument cibum sed et aures esurient verbum dei, auf daß Leib und Seele gespeist werden. Es folgen weitere Bestimmungen über die äußere Ordnung. An der Spitze stehen die Domina, die Subpriorin und die Scheffersche.

Ob das Stift auf die Gründung der „Broderschop des hilgen Leichnams to Quernheimb“ (1466) eingewirkt hat, steht dahin⁷¹⁾.

Die Kirche in Levern wird in der Zeit 969—996 zuerst genannt⁷²⁾. An dieser Kirche wurde schon um 1130 durch einen Pleban ein Stift gegründet⁷³⁾. Aus dieser sonst weiter nicht bekannten Gründung⁷⁴⁾ ging das Zisterzienserinnenkloster St. Mariae hervor. So besagen die Stiftungsbriefe des Bischofs Konrad von Minden (1217)⁷⁵⁾, in denen er sagt, daß das Kloster schon „von mehreren Vorgängern auf dem bischöflichen Stuhle von der Vogtei befreit sei“. Ob es in Levern neben der Dorfkirche noch eine Klosterkirche gab⁷⁶⁾? Es erscheint nach dem angeführten Stiftungsbriefe zweifelhaft, da in ihm die Kirche in Levern dem Konvent zu seinem Dienste übergeben wird⁷⁷⁾. Ein Nonnenchor an der Kirche wird ausdrücklich erwähnt⁷⁸⁾. Das Kloster wird von seiner alten Stätte wegen Rauheit der Luft — es ist der bekannte Grund — noch einmal verlegt an ein fließendes Bächlein und an einen Platz, der bis dahin Everslo hieß, aber nun auch den Namen Levern erhält⁷⁹⁾. Der Archidiaconus von Lübecke tritt sein Visitationsrecht über die Kirche zu Levern an den Propst des Klosters ab⁸⁰⁾.

⁶⁷⁾ Schlichthaber, Mind. Gesch. II, S. 2, 347.

⁶⁸⁾ Westf. Ab. VI, Nr. 160 i. J. 1226.

⁶⁹⁾ Grünmacher in Realencyklop. B. 13, S. 232.

⁷⁰⁾ Culemann, Mind. Gesch. V, S. 93.

⁷¹⁾ Schlichthaber II, S. 2, 348.

⁷²⁾ Erb. Reg. Nr. 613.

⁷³⁾ Culemann, Mind. Gesch. I, S. 32.

⁷⁴⁾ Vgl. Löffler, Geschichtsquellen S. 51 u. 171: Priester hieß Albert.

⁷⁵⁾ Westf. Ab. 4, Nr. 167 u. 6, S. 54, Nr. 201.

⁷⁶⁾ Hölcher, Bistum Minden, S. 359.

⁷⁷⁾ a. a. O. Nr. 167: eandem ecclesiam in tale ministerium dedicavimus.

⁷⁸⁾ Westf. Ab. 2, Nr. 222 in den J. 1230—40.

⁷⁹⁾ Im Jahre 1249 Schroeder, Chronik, S. 136; Westf. Ab. 4, Nr. 505, vgl. Nr. 483 Anm. u. Nr. 512.

⁸⁰⁾ Westf. Ab. 4, Nr. 1107 i. J. 1277.

Als Zweck des Klosters wird 1243⁸¹⁾ die Vermehrung der Gottesverehrung und die Pflege der Armen genannt (Pauperum hospitalitas). Einen andersgearteten Einblick in das Klosterleben gewährt eine Gerichtsverhandlung vor dem Gogericht (des Gaues Angelbeke) zu Osterkappeln aus dem Jahre 1555⁸²⁾. Der Propst von Levern eruchtet um genaue Festsetzung über die Ablieferung des Kornzehnten. Der Zehntpflichtige soll das schuldige Korn auf dem Felde „in tegethastige Hope unde Rige setten“ und so lange mit dem Einfahren warten „dat de Tegeder (der zum Zehnten Berechtigte) sinen geboreden Tegeden darvan hebbe utnemen laten“. Will er es eher einfahren, als der Tegeder kommt, soll er es ihm anzeigen. Wenn der Tegeder jezt noch ausbleibt, soll er, „wenn he mit dem Wagen up dem Stücke hält, dree mal mit luder Stimme ‚Tegeder‘ ropen und alsdann dree fromme tuchtwardige Manns siner Nabers darbi fordern, de em na Forme des Rechts betugen“. So schrieb schon das alte deutsche Recht vor⁸³⁾. Dann aber mag er sein Korn wegfahren.

Das Kloster zu Levern unterstand dem Lökkumer Abte, der ja auch dem Mindner Bistum angehörte. Die Bilder der ersten vier Pröpste wurden in der Kirche bewahrt mit ihren Unterschriften: I. fundavi, II. vexi, III. successi, IV. pondera vexi. Der vierte hat nämlich die bisher hölzernen Häuser in Steinen neu aufgeführt⁸⁴⁾. An der Spitze des Stiftes stand ein Propst und neben ihm die Abtissin mit neun Stiftsfräulein⁸⁵⁾.

Klöster und Stifter in der Grafschaft Ravensberg.

Die Abtei zu Herford hat dieselbe Bedeutung für Ravensberg wie das Domstift für Minden. Man kann aber von ihr nicht reden, ohne des Klosters Korvey zu gedenken. Herford und Korvey gehören in mehr als einem Sinne zusammen. Sie entstanden gleichzeitig. Die örtliche Lage beider hat so viel Ähnlichkeit, daß dieselben Gesichtspunkte bei ihrer Auswahl maßgebend gewesen zu sein scheinen. Bei Hörter-Korvey führt ein viel beschrittener Übergang über die Weser. Hier kämpfte schon Karl der Große mit den Sachsen am Brunsberge, und er war es dann auch, der den Hellweg, der durch das Herz Westfalens

⁸¹⁾ Westf. Ab. 4, Nr. 389.

⁸²⁾ Wigand, Archiv III, 2, S. 226 ff.

⁸³⁾ Grimm, Rechtsaltertümer, S. 209.

⁸⁴⁾ Schlichthaber II, 2, S. 289.

⁸⁵⁾ Schlichthaber a. a. D.

geht, hier über die Weser führte. Unzählige Scharen friedlicher Kaufleute, frommer Pilger, kriegerische Scharen wie die Böhmen in der Soester Fehde, Lillj im Dreißigjährigen Kriege, sind diese Straße gezogen. Eine alte Straße aber ist es auch, die durch die Lücke im Osning bei Bielefeld zur Weserscharte im Wiehengebirge läuft und den Höhenzug, der vom lippischen Berglande nach Westen streicht, in der Senke durchschneidet, in der Herford liegt. Und nun mag es ein freundliches Spiel des Zufalls sein, daß es auch bei Herford sich um den Übergang über einen Fluß handelt, der wohl nur ein Nebenfluß der Weser ist, aber denselben Namen trägt, der auch ihr, heute freilich nur bis Münden, zukommt, nämlich Werra. Dieser Flußübergang stand so sehr im Vordergrund der Lage, daß er noch heute im Namen der hier entstehenden Stiftung sich behauptete. Herford ist Herivord, Heerfurt⁸⁶⁾.

Die Absicht der Gründer stellte beide Stiftungen zu gegenseitiger Ergänzung nebeneinander: dem Mönchskloster Korvey steht das Kanonissenstift zur Seite⁸⁷⁾. Die Frage nach den Gründern führt endlich auf dieselben Kreise. Freilich die gewohnte Überlieferung nennt hier verschiedene Namen. Als Stifter Korveys gilt Adalhard I., der Abt von Altkorbie, und als der des Herforder Stifts der sächsische Edle Waltger. Aber beide kommen nur als Werkzeuge in anderer Hand in Betracht, mag es sonst mit diesen Persönlichkeiten stehen, wie es will. Zu bestimmt sind die urkundlichen Zeugnisse, als daß daran gezweifelt werden könnte, daß der Stifter beider Niederlassungen kein anderer ist als Kaiser Ludwig der Fromme. Mag Karl der Große sich schon mit dem Gedanken an sie getragen haben, die Ausführung kommt seinem Sohne zu. Wenn Ludwig an Korvey die königliche Villa Hucgori schenkt, sagt er in der Urkunde: „Zur Vermehrung unsres himmlischen Lohnes haben wir befohlen, das Kloster zu errichten⁸⁸⁾.“ Der Sohn Ludwigs, nämlich Ludwig der Deutsche, bestätigt 853, daß sein Vater beide Klöster nach dem Muster fränkischer Klöster — Corbie und Soissons — zu errichten befohlen habe. König Arnulf stimmt 887 zu⁸⁹⁾.

⁸⁶⁾ Jellinghaus, Westf. Ortsnamen, S. 68.

⁸⁷⁾ Gobel.-Person, Coömidr., S. 34.

⁸⁸⁾ Wilmans, Kaiserurf. Nr. 7 i. J. 823: ob mercedis nostrae augmentum monasterium construere jussimus et ad idem coenobium dedicandam ex sacro palatio nostro a capella nostra misimus venerabiles ac sacrosantas reliquias beati Stephani protomartiris.

⁸⁹⁾ Wilmans a. a. O. Nr. 29, S. 120 u. Nr. 46, S. 208 ff.

Daß es sich hierbei nicht etwa um einen bloß formellen Befehl des Kaisers, sondern um ein persönliches Interesse Ludwigs gehandelt habe, kann um so weniger bezweifelt werden, als wir auch aus anderen Quellen wissen, wie sehr ihm die wirkliche Christianisierung Sachsens am Herzen lag, das bisher sich hauptsächlich der Gewalt des Schwertes gebeugt hatte. Nach der sicher alten und echten Praefatio zu dem schon erwähnten „Heliand“ hat Ludwig einem Sachsen, der als beliebter Volksfänger unter den Seinen galt, den Auftrag gegeben, das Alte und Neue Testament ins Deutsche zu übertragen⁹⁰). Sicher also gebührt Kaiser Ludwig an der schnellen, christlichen Durchdringung des Sachsenvolkes ein nicht unbedeutendes, ja ein Hauptverdienst.

Das Verdienst derer, die in seinem Namen handelten, soll dadurch nicht geschmälert werden. Leider ist der Name des Helianddichters unbekannt; aber er ist sicher im Kreise derer zu suchen, die zu Korvey, dem sozusagen wissenschaftlichen Mittelpunkt der Sachsenmission, in Beziehung standen. Zweifelsfrei fest steht der Name dessen, dem Ludwig die Gründung Korveys anvertraute. Es ist Adalhard, ein Sohn Bernhards, eines nicht ebenbürtigen Bruders König Pippins⁹¹). Und der Gründer Herfords? Nach der gewöhnlichen Annahme ist es Waltger, ein sächsischer Edler. Die Frage, ob er es ist, hat Wilmans⁹²) kritisch untersucht. Die Herforder Tradition, die ihn den Gründer nennt, ist alt. Man kann sie bis in das Jahr 1146 verfolgen. Dazu kommt das Zeugnis der Vita Waltgeri von einem Priester Wigand zu Bielefeld⁹³) oder zu Kirchdornberg, die aber erst aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts stammen kann⁹⁴). Wilmans nun weist glaubwürdig nach, daß Waltger nichts ist als eine mythische Gestalt. Übrigens versteht schon Hagedorn⁹⁵) die ganze Erzählung von Waltgerus mit mehr als einem Fragezeichen: er weiß nicht, ob nicht mehr als ein Waltgerus gewesen, und er zweifelt an der Zuverlässigkeit Wigands überhaupt. Auch Storch⁹⁶) nimmt an der Erzählung von Walderus Anstoß und vermutet hinter diesem Namen zwei Personen. Freilich hält in den „Ravensbergischen Blättern“ (1918 Nr. 7/8) ein Einsender noch an Waltgerus fest. Aber

⁹⁰) Middendorf, Ztschr. f. Gesch. u. A., Bd. 22, S. 224 ff.

⁹¹) Wilmans a. a. O. S. 279.

⁹²) Kaiserurk. I, S. 275 ff.

⁹³) Wilmans a. a. O. S. 311.

⁹⁴) Wilmans S. 316.

⁹⁵) Ravensb., Kirchengesch., S. 147.

⁹⁶) 1918, Nr. 7/8.

er hat die Schlagkraft der Wilmansschen Darstellung wohl kaum entkräftet.

Danach dürfen wir sagen: Hinter dem vermeintlichen Walderus steckt die geschichtliche Gestalt des Helden Wala, der, ein Bruder Ubalhards, zugleich mit ihm den Auftrag von Ludwig dem Frommen erhielt, die beiden Stiftungen Korvey und Herford ins Leben zu rufen. Wie Ubalhards Name mit Korvey eng verbunden ist, so haftet Walas Name an Herford, auch in den Verböserungen, zu denen der an sich ungewöhnliche Name Wala auffordern mußte. Er heißt: Walderus, Wolderus, Waltgerus, Waltherus. In all diesen Namen steckt Wala. Im Zusammenhang damit sei darauf hingewiesen, daß Paschasius Ratbert in seinem Leben Walas allen auftretenden Personen verhüllende Namen beilegt, um sie nicht dem zornigen Argwohn Ludwigs auszusetzen⁹⁷).

Führt die Unsicherheit des Namens auf den einzig geschichtlich beglaubigten Wala, so weist auch die Bedeutung, die dem Helden der Waltger-Überlieferung beigelegt wird, auf einen anderen als einen sonst völlig unbekanntem „sächsischen Edeln“. Er soll dem englischen König „sehr bekannt und sehr befreundet“ gewesen sein⁹⁸). Das kann sich nur auf Wala beziehen — wenn hier überhaupt geschichtliche Tatsachen zugrunde liegen —, denn Wala wurde zeitweise von Karl dem Großen an die Spitze des sächsischen Volkes gestellt. Noch verdächtiger wird diese Angabe durch die Hinzufügung, daß der englische König seinem Gaste Waltgerus die Reliquien des Königs Oswald (604—642) geschenkt habe. Zwar ist Oswald eine geschichtliche Persönlichkeit. Beda venerabilis (S. 103) feiert ihn als einen christlichen Helden, dessen Frömmigkeit seinen Reliquien den Ruhm großer Wunderkraft durch ganz England verschaffte. Aber der Name Oswald wie der ihm beigegebene Kabe weisen in die deutsche Mythologie. Oswald, d. h. Afenwalter, Götterherrscher, deutet auf Wodan, dem der Kabe heilig war⁹⁹).

Es leuchtet ein, daß hier überall unsicherer Boden ist. Ein Kern mag in all dem Sagenhaften stecken, und dieser Kern ist die geschichtlich feststehende Person Walas. Er war Sohn einer edlen sächsischen Mutter

⁹⁷) Wilmans S. 282.

⁹⁸) Wilmans, *vita, Weltg.*, S. 494: dominus Weltgerus pridem regi erat notissimus . . . idem rex anglicus ei factus est amicissimus.

⁹⁹) Wilh. Müller, *Mythologie der deutschen Heldensage*, S. 243; *Wuttke, Deutscher Volksaberglaube*, S. 296; *Otte, Deutsche Kunstgesch.* I, S. 592.

und stand schon deshalb den Sachsen nahe. Karl der Große hatte ihm dann eine überragende Stellung in Sachsen anvertraut¹⁰⁰). Hier war er nicht nur „der Erste unter den Ersten“ durch seine Tüchtigkeit und Tapferkeit, sondern auch „liebenswürdiger als alle“¹⁰¹). Paschasius Ratbert, der selbst von Corbie nach Korvey kommend, mit den Brüdern Adalhard und Wala an der Gründung des Klosters beteiligt war, bezeugt ausdrücklich, daß Wala ein besonderer Liebling des sächsischen Volkes gewesen sei. Er schrieb eine *vita Walae*¹⁰²) und erzählt darin bezeichnende Züge von der Volksbeliebtheit seines Helden. Nach ihm sind beide Brüder bei der doppelten Klostergründung beteiligt, so steht doch Adalhard, der die Abtwürde in Korvey übernahm, sicher bei Korvey in erster Reihe und mußte dadurch der Herforder Stiftung etwas ferner gerückt werden. Um so mehr wird Wala hier in erster Linie stehen¹⁰³). Es wird Wilmans zustimmen sein: „Meines Erachtens ist Wala derselbe, den die spätere Legende als Waltger feiert, und ist der eigentliche Gründer des Stiftes Herford.“

Das Kloster wurde gegründet nach dem Vorbild des Nonnenklosters zu Soissons, in dem Columbans asketischer Einfluß lange fortwirkte¹⁰⁴). Auch die Reliquien der Jungfrau Pusinna, die durch den Grafen Cobbo 860 nach Herford gebracht wurden, kamen aus Frankreich¹⁰⁵). Hinter ihr tritt die erste Patronin, die heilige Maria, bald zurück. Man kann aber nicht sagen, daß der Name der heiligen Pusinna weiterhin groß oder auch nur bekannt geworden wäre. Man hört nicht von ihrem patrocinium in anderen Kirchen, die mit Herford in Verbindung standen. Vielleicht erklärt sich daher das hohe Lob, das die *Translatio*¹⁰⁶) ihr spendet. Sie kann sich nicht genug tun in Schilderung des Widerstandes, den das Volk gegen die Überführung nach Herford leistet. Mit Bitten und Tränen suchen sie den Verlust des großen Schutzes zu verhindern, den sie bisher an der Pusinna hatten, die in häufigen Wundern sich kundtat. Auch das hebt der Berichterstatter hervor, daß es sich bei dieser Schutzheiligen nicht um

¹⁰⁰) *Translatio St. Viti* p. 10: *omni provinciae Saxonicae praelatus.*

¹⁰¹) *Primus inter primos et cunctis amabilior unus.* cf. Paschasius Ratb. *vita Adalhardi* in Wilmans *Kaiserurk.*, S. 281, Anm. 1.

¹⁰²) Wilmans S. 282.

¹⁰³) Wilmans S. 285.

¹⁰⁴) Hauck, *Kirchengesch.*, I, 285, Anm. 2.

¹⁰⁵) Heinrich von Herford S. 58; Hauck, II, S. 750.

¹⁰⁶) Pusinnae vgl. Wilmans, *Kaiserurk.*, I, S. 544.

einzelne Körperteile als Reliquien handelte, sondern um den ganzen heiligen Körper, den man nach Herford bringen durfte. Wo bei der Translatio der heilige Leib rastet, erblüht alsbald eine Fülle von Lilien, die Bäume aber bleiben in der anbetenden Haltung, mit der sie den Leib begrüßt haben¹⁰⁷). Zum Schluß folgen fromme Betrachtungen darüber, daß der allmächtige Gott es sei, der durch die Heiligen wirke.

Übrigens ist die Translatio Pusinnae erst ein späteres und durchaus nicht immer zuverlässiges Nachwerk¹⁰⁸). Aber Heinrich von Herford weiß auch aus anderen Quellen als aus ihr von viel Wundern zu erzählen (S. 59).

Über die Art der Gründung Herfords besitzen wir kein urkundliches Material, wenngleich es an unglaubwürdigen Erzählungen darüber nicht fehlt, die in Zusammenhang mit dem apokryphen Gründer Waltger stehen. Eine Stiftungsurkunde ist nicht mehr vorhanden. Sie ist wohl bei der Zerstörung des Stiftes durch die Ungarn zugrunde gegangen. Die erste noch vorhandene Urkunde ist aus dem Jahre 838 (7. Juni): Kaiser Ludwig der Fromme schenkt dem Marienkloster in Herford die drei Kirchen zu Hreni (Rheine), im Gau Bursibant, zu Wateringas (Wettringen) und zu Stocheim (Stockum an der Lippe)¹⁰⁹). Im Jahre 853 bestätigt König Ludwig der Deutsche diese Urkunde seines Vaters¹¹⁰). Aber er bekundet hier, daß sein Vater auch Buginithi (Bünde) an das Kloster geschenkt habe. Eine Schenkungsurkunde über Bünde ist nicht mehr vorhanden.

Es ist nicht die Absicht, das Werden und Wachsen dieser Stiftung durch die Jahrhunderte zu verfolgen. Nur das sei erwähnt, daß der Einfluß des Klosters sich nicht auf die nächste Umgebung beschränkte. Und daß es an irdischem Wohlergehen nicht gefehlt habe, soll ein Blick auf die Weinbeschaffung im Kloster zeigen.

Wie dem Kloster Korvey, so fehlten auch dem Herforder Kloster die Weingüter am Rhein nicht. König Ludwig der Deutsche hatte schon 868 auf Bitten seiner Gemahlin Emma dem Kloster zwei Weingüter im Angaresgau, Overenberg und Liudwinesthorp, die wir heute in Arenberg bei Ehrentbreitstein und Leutesdorf bei Neumied wieder er-

¹⁰⁷) Heinrich von Herford S. 59.

¹⁰⁸) Wilmans S. 290 f.

¹⁰⁹) Wilmans, Kaiserurt., Nr. 17, S. 51.

¹¹⁰) Wilmans Nr. 29, S. 119.

kennen¹¹¹⁾, verliehen. Am Tage der Kreuzerhöhung (14. September) trat man den „Weinzug“ (iter vini) von Herford aus an. Es ist ein stattlicher Zug: er führt 28 leere Fässer, dazu ein Faß mit Proviant und Küchengerät mit sich. Klosterleute aus der Umgebung Herfords haben alles zunächst nach dem Herford gehörenden Hofe Stockum an der Lippe und weiter nach Duisburg am Rhein zu fahren. Vorspannpferde haben die pflichtigen Klosterleute im Münsterschen und Tecklenburgischen zu stellen. Der Stiftskoch begleitet beritten den Zug. In Duisburg haben die Schultheißen der Weingüter das Schiff zu stellen, das Leute und Fässer rheinauf führt. Auf demselben Wege geht der Zug zurück. Schiffer und Fuhrknechte aber erhalten von der köstlichen Ladung auch ein bestimmtes Teil. Und der Leutesdorfer Schultheiß, der sie bis nach Herford geleitet, hat dafür das Recht, in Herford in der Kurie mitessen zu dürfen. Aber auch die Klage der Klosterinsassen dürfen wir wohl wiedergeben¹¹²⁾, daß „die Hörigen unsern Wein ganz ungehöriger Weise mit uns trinken“.

Wichtiger ist, der Frage uns zuzuwenden, in welcher Weise das Stift seiner eigentlichen Aufgabe gerecht zu werden versucht hat. Was hat es als Anstalt christlicher Frömmigkeit geleistet?

Wir haben darüber kaum bestimmte Angaben. Aber vielleicht ist aus kleinen Anzeichen zu schließen, daß es seiner Aufgabe gedacht hat. Mit Recht zieht man neuerdings die Patrozinien als bedeutungsvoll für die Beurteilung des kirchlichen Lebens heran. Es ist durchaus richtig, wenn man gesagt hat, daß in der Wahl der Patrone „sich geschichtliche Tatsachen spiegeln“. Aber sie sind nicht nur „Herkunftsmarken“, in dem Sinne, daß man aus ihnen die äußerliche Herkunft der Kirchen erkennen kann, sondern sie eröffnen damit zugleich einen Blick in das Liebesleben der gründenden Kirche, die die geistliche Not der noch unversorgten Gemeinde nicht ertragen kann. Auch für das Herforder Stift eröffnet sich solch ein Blick. Zwar ist unseres Wissens keine Pusinnenkirche von ihr ausgegangen. Es ist ein anderer Heiliger, der hier zu nennen ist. Herford unterstand der Leitung des Klosters Korvey, das den von ihm gegründeten Kirchen das Patronat des heiligen Vitus vermittelte. Aber in Korvey stand auch der heilige

¹¹¹⁾ Herm. Rothert in Dortmund. Beiträgen, Bd. 16, S. 166 ff. und Wilmans, Kaiserurt., I, Nr. 34, S. 154 ff.

¹¹²⁾ Wilmans, I, S. 166: quod litones dicte curtis — Ludenstorpe — vinum nostrum et nostre ecclesie nimis inepte bibunt.

Dionysius in Ehren, und es scheint, daß die von Korvey über Herford ausgehenden Kirchen mit Vorliebe den Dionysius als Schutzheiligen erhielten, so daß wir die Dionysiuskirchen als Gründungen Herfords ansprechen dürfen. Das tritt klar heraus, bei den Kirchen zu Enger, Oldendorf unterm Limberg, Rheine und anderen.

Dazu war eine ganze Anzahl von Kirchen dem Stifte inkorporiert: sie werden also mit Kanonikern des Herforder Stifts besetzt sein. Noch bis zu seiner Aufhebung (1802), hatte das Stift das Patronat der Pfarrstellen. Es sind die Kirchen zu Herford, Bünde, Rödinghausen, Dornberg, Hiddenhausen, Exter, Steinhagen, Lengerich, Lienen, Schönenholzhausen, Rheine, Schöppingen, Wettringen, Ibbenbüren¹¹³⁾. Bünde ist — wie schon gesagt — von Ludwig dem Frommen dem Stifte geschenkt. Es war ein Archipresbyterat, eine „Urkirche“¹¹⁴⁾, daher unterstanden ihm noch andere Kirchen¹¹⁵⁾.

Ob und wie das Stift seinen kirchlichen Pflichten gegen die ihm anvertrauten Kirchen nachkam, darüber gibt es keine zuverlässige Kunde. Freilich an Klagen über mangelhafte geistliche Versorgung fehlt es schon aus alter Zeit nicht, und zwar aus dem gewichtigen Munde des Osnabrücker Bischofs Egilmar¹¹⁶⁾, zu dessen Diözese ein Teil der inkorporierten Kirchen wie Bünde, Rödinghausen, Enger, gehörten. Aber Egilmar war aus persönlichen Gründen ein erbitterter Gegner der beiden Klöster Herford und Korvey, und seine Anklagen richteten sich in der Hauptsache gegen das letztere.

Es ist schon gezeigt worden, daß Stiftsjungfrauen gottesdienstliche Pflichten gegen ihre Kirche und deren Gemeinde hatten¹¹⁷⁾. Sie waren kirchlich Angestellte und hatten in ihren Pfänden eine Art kirchlicher Befolgung.

Und nun mag man auch daran denken, daß die vom Stift beherrschte Stadt im Mittelalter den Beinamen „dat hillige Herwede“ erhielt¹¹⁸⁾. Man mag dabei an die mittelalterliche Art der Frömmigkeit denken: immerhin kann man eine Zeit nur mit dem Maße messen, das sie selbst darbietet. Daher darf man getrost auf die Fülle der kirchlichen Stiftungen hinweisen, an denen gerade Herford reich war

¹¹³⁾ Storch, Chronika, S. 17.

¹¹⁴⁾ Wilmans S. 322.

¹¹⁵⁾ Wilmans Nr. 29, S. 121: Buginithi cum subjectis sibi ecclesiis.

¹¹⁶⁾ Um 890; vgl. Wilmans S. 125 ff.

¹¹⁷⁾ Vgl. Schäfer, Kanonissen, S. 184.

¹¹⁸⁾ Hoffbauer, Ztschr. für Gesch. u. Altert., Bd. 20, S. 34, bes. Anm. 2.

und in denen der religiöse Sinn sich kundtat; davon ist die Nikolai-kirche am Markte heute verschwunden. Von ihr blieb zuletzt nur der „Spielturm“. Aber das Stift Berg ist, wie bekannt, von der Abtei aus gegründet und ausgestattet. Auch ein großer Reichtum von Reliquien war zumal im Stifte vorhanden. Wilmans¹¹⁹⁾, zählt einige auf. Sie sind allerdings teilweise wunderbarlich genug: es waren unter anderen Stücke von der Krippe und von dem Kreuze Christi, auch etwas von dem Schwamm, mit dem Christus am Kreuze getränkt wurde.

Weiter kann nicht zweifelhaft sein, daß, wie an allen Kanonissenstiftern, so auch in Herford eine Schule bestand, in der nicht nur die jüngeren Sanktimonialen, sondern auch solche Mädchen erzogen wurden, die nicht vorhatten, der Welt zu entsagen. Die Schule unterstand der Scholastika, die wohl nicht immer selbst unterrichtete, aber der Äbtissin gegenüber die Verantwortung für den Schulbetrieb hatte. Es war im Herforder Stift nicht anders als etwa in Herdecke an der Ruhr, wo „Scholekyndere“, und in Essen, wo eine schola domicellarum erwähnt werden¹²⁰⁾. Wenigstens eine der Herforder Schülerinnen kennen wir: über sie ist unten mehreres zu sagen.

An den Kanonissenstiftern aber gab es immer zur Verrichtung der kirchlichen Obliegenheiten eine Anzahl von Kanonikern, die für die Heranziehung eines geistlichen Nachwuchses selbst zu sorgen hatten, also eine eigene Schule unterhielten. Daß solche Schule am Herforder Stift bestand, bezeugt eine merkwürdige Notiz aus der Zeit um 1026: der Sohn eines isländischen Häuptlings, Isleif, besuchte diese Schule: er wurde später Bischof auf Island¹²¹⁾. Es scheint nicht ausgeschlossen, daß Isleif und sein Vater Gizur der Weiße zu den Abkömmlingen jener sächsischen Männer gehörten, die einst ihr Haupt vor den Franken nicht hatten beugen können und — wie schon Wittekind vorübergehend getan — zu den nordischen Stammesgenossen entwichen waren. Ihnen und ihren Familien blieb das Heimweh im Herzen¹²²⁾.

In welchem Verhältnis zu der Stiftsschule das im Jahre 1430 von Hermann Dweg hier gestiftete collegium scholasticum stand, ist unbekannt. Dweg (Nanus), war ein hoher Prälat, in Rom am päpstlichen Stuhle Protonotarius und Assessor an der rota, dem päpstlichen

¹¹⁹⁾ a. a. O., S. 113, Anm. 1.

¹²⁰⁾ v. Steinen, IV, S. 119; Ribbeck, Essener Beiträge 16, S. 6—11.

¹²¹⁾ Hölcher, Verf. Ref.-Gesch., S. 15.

¹²²⁾ Bömer, Eiserne Zeit, S. 47.

Gericht, und hatte als solcher ein großes Vermögen erworben. In seinem Testamente bestimmte er große Summen zur Stiftung von Kollegien in Köln und Herford und führte so das Geld, das andere Kanoniker für allerlei Genüsse ausgaben, edeln Zwecken zu. So entstand in Köln die Kronen-Burse, in Herford aber das collegium scholasticum, für das er 4000 rhein. Gulden und ein Haus bestimmte, in dem zwölf Scholaren aufgenommen werden sollten. An der Spitze stand ein Rektor. Er war zuvor auch Domherr und Scholastikus in Lübeck gewesen, der die Aufsicht auch über die vier deutschen Schulen der Stadt hatte. Daher die Bestimmung, daß im Herforder Kollegium allezeit auch zwei Schüler aus Lübeck sein sollten. Seiner Vaterstadt Herford aber erwies er seine Anhänglichkeit auch darin, daß er für Erbauung des hohen Turmes der Neustädter Kirche 200 rh. Gulden stiftete. Außerdem errichtete er ein Gasthaus an der Lücker Pforte und stattete es reichlich aus¹²³).

Es ist nicht zu bezweifeln, daß in der Stiftsschule für Kanonissen auch eine Einführung in allerlei Liebestätigkeit geschah. Sicher gab es hier nicht bloß eine infirmaria für kranke Kanonissen, sondern auch ein hospitale pauperum, wie denn 1339 ein Spital für alte Frauen auf der Stiftsfreiheit erwähnt wird¹²⁴).

Wir haben die Möglichkeit, das Bild einer Schülerin dieser Stiftsschule zu zeichnen, dem man es ablesen mag, welcher Geist darin regierte.

Sie war hier keine hochadlige Abtissin, auch keine hochheilige Nonne, sie war nichts als eben eine Schülerin, von der wir aber annehmen dürfen, daß sie hier zu der wurde, als die sie noch heute vor jedem steht, der deutsche Geschichte kennt.

Mathildis war die Tochter des westfälischen Grafen Dietrich und der Reinhilde. Der Vater ein Graf von Ringelheim, stammte aus Wittkind's Geschlecht¹²⁵). Die Besitzungen der Familie lagen um Enger. Daher heißt Mathilde de Angaria¹²⁶). Ihre Großmutter, gleichen Namens war Abtissin in Herford. Sie selbst ist, da sie 968 achtzig-jährig stirbt, vor 890 geboren.

¹²³) Samelmann-Böffler, I, 4, S. 4 f.; Hagedorn, Herf. Kirchengesch., I, 75 u. II, 170. Fahne, Westfalen in Lübeck, S. 46 u. S. 147.

¹²⁴) Storch, Chronika, S. 21.

¹²⁵) Wilmans S. 432; Heinrich von Herford S. 74; Widukind von Korvey, Res gestae Saxon. S. 31: stirpis magni ducis Widucindi.

¹²⁶) Heinrich von Herford S. 78.

In ihr Leben lassen uns freundliche Berichte von Zeitgenossen einen Blick tun¹²⁷). Wir sehen eine Frau, wie wir die echtdeutsche Frau wünschen. Nichts Hohes noch Tiefes, nicht Glück noch herbes Leid, das ein weibliches Herz erfahren und empfinden kann, ist ihr fremd gewesen; aber nie versagt feiner weiblicher Takt, und tief sieht man in ein Herz voll Liebe. Der Berichterstatter, dem wir die vita superior Mathildis verdanken, führt uns alsbald in das Stift zu Herford, wo sie, die Enkelin der Abtissin, erzogen wird. Er rühmt den Liebreiz des Mädchleins¹²⁸).

Sie besuchte hier die Schule. Sie war ihr anvertraut, nicht, um als Kanonisse im Stift zu bleiben, sondern um später allen Anforderungen ihres Berufes gerecht werden zu können¹²⁹). Da mag die Bemerkung des treuen Widukind von Korvey auffällig sein, daß sie erst nach dem Tode ihres königlichen Gemahls lesen gelernt habe¹³⁰). Ein neuer Kirchenhistoriker¹³¹), sagt dazu etwas spöttisch: „Vielleicht gehörte sie nicht zu den besten Schülerinnen.“ Aber die Sache lag doch anders. Die Klosterschulen, zumal die unter dem lange nachwirkenden Einfluß eines Kolumban standen, richteten ihr Augenmerk nicht so sehr auf gelehrte Bildung als auf eine ernste christliche Erziehung. Man betonte die Askeze, man gewöhnte an kirchliche Sitten, führte in das Verständnis des reichen Chordienstes, man legte auch besonderen Wert auf die weiblichen Künste des Nähens und kunstreichen Stickens. Wohl schreiben die ältesten Regeln den Mönchen und Nonnen ausdrücklich vor, lesen zu lernen, aber das Wissen stand bei der strengeren Richtung in Verdacht, einen verweltlichenden Einfluß auszuüben und unweiblich zu sein¹³²). Je ernster man es also mit der Frömmigkeit und ihrer kirchlichen Erweisung nahm, desto argwöhnischer stand man dem weltlichen Wissen, der Bekanntschaft mit dem heidnischen Altertum gegenüber. Die Frömmigkeit Mathildens war unanfechtbar: sie gehörte zu den frömmsten Schülerinnen, und eben darum lernte sie damals nicht lesen. Später aber hielt sie in den Schulen der von

¹²⁷) Wir haben von ihr zwei Viten, die vita superior und die posterior.

¹²⁸) Perz, Mon. Germ. X, S. 575⁴⁷: pulcherrima puella.

¹²⁹) Perz, Mon. Germ. X, S. 576: non inter sanctimonialia numeranda sed ad quaeque utilia libris operibusque nutrienda.

¹³⁰) Widukind III, c. 75, S. 104.

¹³¹) Hauck, III, S. 300, Anm. 7.

¹³²) Specht, Unterrichtsweisen, S. 41: Qui proficit in literis et deficit in moribus, plus deficit quam proficit.

ihr gegründeten Stifter darauf, daß die Lesekunst gründlich geübt wurde¹³³). Übrigens lernte auch ihr großer Sohn, Otto der Große, erst nach dem Tode seiner ersten Gattin, Edith, lesen, lernte es dann aber so völlig, daß er „Bücher lesen und verstehen konnte“¹³⁴).

Darnach wird von dem Lobe, das die spätere vita ihr erteilt, sie habe sich dem Studium des Buchwissens als Schülerin eifrig hingegen, etwas abzuziehen sein¹³⁵). Um so wahrer wird sein, was von der jugendlichen Anmut des Mägdleins berichtet wird. Der doch wohl mönchische Schreiber wird beredt, wenn er davon redet. Er schildert in fast moderner Sprache ihren Liebreiz, ihre Wangen von Milch und Blut, wie sie lilienweiß und rosig angehaucht gewesen seien¹³⁶).

Und nun wird Herzog Heinrich von seinem Vater, Herzog Otto von Sachsen, nach Herford gesandt, ob er die dem Vater genehme Jungfrau lieb gewinnen könne. Heinrich hatte ein liebewundes Herz. Er war eine kurze Zeit mit Hathenburg, der anmutigen Tochter des reichen Grafen Erwin von Merseburg, verheiratet gewesen. Aber die Kirche trennte die Ehe, weil Hathenburg eine verlobte Himmelsbraut sei, deren Sohn Thankmar nun den Makel der unehelichen Geburt zu tragen hatte¹³⁷).

Die Erzählung von dieser Brautfahrt Heinrichs nach Herford ist so anmutig, daß sie etwas ausführlicher erzählt werden mag¹³⁸). Der Vater, Herzog Otto, sendet zunächst den Grafen Thitmar, der einst Heinrichs Lehrer im Waffenspiel gewesen war, aus, daß er schaue, ob die Jungfrau so schön und sittsam sei, wie man sagte. Als der Ausgesandte mit guter Botschaft zurückkehrt, macht sich Heinrich mit Gefolge nach Herford auf. Zunächst betreten nur einige seiner Gefährten als Fremde das Gotteshaus, sehen die Maid und wissen alsbald, es ist die rechte. Jetzt kommt Heinrich selber mit dem ganzen Gefolge. Er sieht die Liebliche, sein Herz entbrennt, er verlobt sich alsbald mit ihr.

¹³³) Vita sup., IV, 299.

¹³⁴) Widukind, II, c. 36, S. 66.

¹³⁵) Vita posterior c. 3: puella mirum in modum proficiebat iu cunctis capax in studio disciplinae literalis et operum industriis. Vgl. vita antiquior c. X.

¹³⁶) Vita antiquior in Perz, Mon. Germ. X, 576⁸⁵: Quae procedens niveas genas permixtas ignis rubore, candida veluti lilia rubentibus rosis intermixta. tales dabat ore colores.

¹³⁷) Giesebrecht, Deutsche Kaisergesch., I, 196.

¹³⁸) Vita ant. Perz, X, S. 576²⁷.

Am folgenden Tage führt er die Braut mit Einwilligung ihrer Großmutter, der Äbtissin Mathilde, in ehrenvollem Geleit in die Heimat zu seinem Vater, wo die Vermählung gefeiert wird. Als reiche Morgengabe erhält Mathilde von ihrem Gatten die Burg Wallhausen in der Goldenen Aue (909).

Es war eine glückliche Ehe, die so begann. Die Schülerin des Herzforder Stiftes bewährte sich als Gattin und Mutter wie als Herzogin und deutsche Königin, war ihr Gatte doch der aus Schulerinnerungen uns wohlbekannte Heinrich der Vogelsteller. Der mönchische Berichterstatter zwar rühmt ihre Frömmigkeit auf Kosten ihrer ehelichen Treue¹³⁹⁾. Es gehört das zum eisernen Bestande dessen, das ein Mönch von einer Ehefrau zu sagen wußte. Der treue Widukind von Korvey aber weiß Besseres von ihr¹⁴⁰⁾. Auch er zwar rühmt ihren Eifer im Gottesdienst. Ihre Kemenate, das mit einem Kamin versehene Frauengemach, habe sie auch bei Nacht mit Melodien geistlicher Lieder erfüllt, und dies ihr Gemach habe in unmittelbarer Nähe der Kapelle gelegen, um allezeit unbemerkt zu dem heiligen Raume Zugang zu haben. Und dann weiß er nicht Worte genug zu finden, ihre Mildtätigkeit zu schildern. Aus allem, das er sagt, geht hervor: sie hat ein Herz voll Liebe und Verständnis für alle Not und eine Hand, die sich nicht scheut, selbst zuzugreifen. Sie besucht persönlich alle Kranken, sie hat Geduld, alle Klagen anzuhören, sie scheut sich auch niedriger Dienste nicht, sie wäscht eigenhändig arme Frauen, sie läßt niemanden ungetröstet gehen. Und doch erregt bei dem allen das Widukinds, des Berichterstatters, höchste Bewunderung, daß sie in diesem Dienemut immer ihre königliche Würde bewahrt. Er ruft aus¹⁴¹⁾: „Wenn wir etwas zu ihrem Lobe sagen wollten, blieben wir weit hinter der Wirklichkeit zurück, weil ihre Tugend alles, was unser Geistchen (ingeniolum) erfinden könnte, übertrifft.“

Am besten kennt Heinrich, ihr königlicher Gemahl, sie. Wie er sie schätzte, das geht auch aus dem knappen Stil offizieller Urkunden hervor. Im Jahre 922 nennt er sie „unsre Gemahlin, die Frau Königin¹⁴²⁾. In allen späteren heißt sie „unsre geliebte Gemahlin“¹⁴³⁾. Als es auf

¹³⁹⁾ Vita S. 577¹¹ f.

¹⁴⁰⁾ Res saxon. S. 104.

¹⁴¹⁾ S. 103 f.

¹⁴²⁾ Kaiserurf., II, Nr. 60.

¹⁴³⁾ Kaiserurf., II, Nr. 60, 61, 64, 65.

seiner Kaiserpfalz Memleben in der Goldenen Aue mit dem Könige zum Sterben kam, sprach er erst lange leise mit ihr, dann aber erhob er seine Stimme und dankte ihr laut für alle Treue und Liebe, die sie ihm erwiesen¹⁴⁴). Mathilde aber schenkte reiche Gaben an Arme, daß sie am Thron Gottes Fürsprecher des Gemahls wären; ja, diese deutsche Frau ließ den Vögeln auf den Feldern Futter streuen, daß auch sie ihre Stimmlein für ihn erhöben¹⁴⁵).

Ein charakteristischer Zug ihrer mütterlichen Liebe sei noch erwähnt. Der zweitgeborene ihrer Söhne, spätere Herzog Heinrich, galt als ihr Liebling. Er war seinem Vater, dessen Namen er trug, äußerlich am ähnlichsten. Sonst war er wenig beliebt und war selbst schuld daran. Um so mehr suchte die Mutter ihm an Liebe zu geben, was sie vermochte¹⁴⁶).

Ihre Freigebigkeit gegen die kirchlichen Stiftungen, die sie ins Leben rief, war groß — auch das Dionysiusstift zu Enger verehrte sie als seine Gründerin —, so daß sie darüber mit ihren Söhnen in einen Zwist geriet. Tief verletzt zog sie sich nach Enger auf ihr väterliches Erbe zurück. Erst Edith, Kaiser Ottos Gemahlin, stellte das zerstörte Verhältnis wieder her: Otto bat die Mutter, zurückzukehren. Fröhlich folgte sie seinem Rufe¹⁴⁷).

Wiederum hatte Otto lange Zeit in Italien gewohnt, dort Ordnung zu stiften. Mitten im Winter trat er den Rückweg in die deutsche Heimat an. Heiße Sehnsucht, sein Reich, Volk und vor allem seine Mutter wiederzusehen, trieb ihn. In Köln erwartete sie ihn im erzbischöflichen Palaste Bruns, des jüngsten Sohnes. Es war ein schönes Pfingstfest, das die Mutter mit den Ihren hier feierte. Sie war der Mittelpunkt des Festes, alle ihre Kinder und Enkel umgaben sie. Otto aber, der in Italien die römische Kaiserkrone erlangt hatte, huldigte am dankbarsten der Mutter. Ihr Herz war froh. Sie stand auf einer Höhe ihres Lebens und sprach ihr Glück mit den Worten des 128. Psalms aus: „Der Herr wird dich segnen aus Zion, daß du sehest das Glück Jerusalems dein Leben lang und sehest deiner Kinder Kinder¹⁴⁸).“

¹⁴⁴) Calver, Saxonica inferior, S. 460, wo aus der vita wörtlich zitiert wird; Giesebrecht, D. Kaisergesch., I, S. 238.

¹⁴⁵) Vgl. Gust. Freytag, Bilder aus dem Mittelalter, S. 409 f.

¹⁴⁶) Widukind, II, 39, S. 65.

¹⁴⁷) Vita in Pers., Bd. X, S. 578.

¹⁴⁸) Vita, Pers., Bd. X, S. 580¹⁴ ff.

Es kamen Tage eines neuen Abschieds. Wieder rief man Otto mit einem Heere über die Alpen nach Italien¹⁴⁹⁾. Da kommt er nach Nordhausen, wo die Mutter weilt, sie noch einmal zu sehen, die wiederzusehen er nicht hoffen durfte. Einige Tage verlebte er still mit ihr. Am Morgen des Abschieds gehen Mutter und Sohn noch einmal zusammen zur Kirche. Das Herz der alten Königin war tief betrübt, aber sie verbergte ihre innere Bewegung. In der Kirchthür umarmt sie unter hellen Tränen ihren Sohn noch einmal, der sich dann auf sein Pferd schwingt. Die Mutter kehrt in die Kirche zurück, kniet an der Stelle, an der Otto während des Gebetes gestanden, nieder und küßt die Spuren seiner Füße. Als dem Könige das gemeldet wird, springt er vom Pferde, eilt wiederum in die Kirche und hebt tief erschüttert und laut weinend die Mutter vom Boden, um noch einmal Abschied zu nehmen. Endlich sagt die Mutter: „Wie schwer es uns fällt, wir müssen uns trennen, und der Anblick vermindert den Schmerz nicht, sondern erhöht ihn. Gehe in Frieden. Mein Angesicht wirst du in diesem sterblichen Leibe nicht mehr sehen¹⁵⁰⁾.“

Es will dieser Wunderliebe einer Mutter gegenüber nur wenig bedeuten, daß der Berichterstatter¹⁵¹⁾ von Wundern in seinem Sinne von ihr zu erzählen weiß.

Endlich nahte ihrem Leben der Abschluß. Kränkelnd besuchte sie noch einmal die alten lieben Stätten, die ihr Glück einst gesehen hatten, ihre Schwachheit, so viel sie konnte, verbergend, um nicht Sorge zu bereiten¹⁵²⁾. Sie kommt nach Nordhausen, wo sie dem von ihr gegründeten Kloster ihre getreue Rikburga als Äbtissin vorgesetzt hatte, Abschied zu nehmen. Von hier zieht sie nach Quedlinburg, wo sie an der Seite ihres Gemahls ihre letzte Ruhestätte finden soll. Hier vertheilt sie ihr letztes Hab und Gut, sich nur einige Gewänder vorbehaltend, in denen sie begraben werden will, und eine scharlachne wie eine weißleinene Decke, die über ihren Sarg gebreitet werden sollen. Als Wilhelm, Erzbischof von Mainz, ein natürlicher Sohn Ottos, von der Krankheit der greisen Großmutter hört, eilt er herbei, ihr nahe zu sein. Als unaufschiebbare Geschäfte ihn zur Abreise zwingen, bevor sie entschlafen, befiehlt sie, daß man ihm jene Decken als Andenken gebe; für sie werde schon ge-

¹⁴⁹⁾ Vita posterior Math. Kap. 22. Vgl. Giesebrecht, I, 491 f.

¹⁵⁰⁾ Vita poster., Perz, Mon. IV, 298.

¹⁵¹⁾ Vita, Perz, Bd. X, 579.

¹⁵²⁾ Vita, Perz, Bd. X, 580³⁴⁾; infirmitatem prout potuit occultans.

sorgt werden, wie das Sprichwort sage: „Hochzeitkleid und Leichenhemde wissen die Angehörigen wohl zu finden¹⁵³⁾.“ Damit aber sprach sie, so sagt die Vita, eine Weisagung aus, denn mit eben diesen Geschenken reichte sie dem Enkel das Leichenkleid, der auf der eben angetretenen Rückreise plötzlich noch vor der Geberin stirbt. Ihr aber sandte die Tochter Gerburgis eine prächtige goldgestickte Decke, die ihr Leichentuch werden sollte.

Als sie das Ende kommen merkt, läßt sie ihre Enkelin — es ist die Mathilde, der Widukind von Korvey sein Werk widmet —, die schon Äbtissin des Klosters war, rufen, ihr die letzten Mahnungen zu geben, unter denen die für das persönliche Leben bestimmte lautet: „Den Sinn ganz und gar der Heiligen Schrift hinzugeben“, und für das amtliche Leben: „selber immer mit gutem Beispiele voranzugehen“. Als die treue Rikburg, die Äbtissin von Nordhausen, weinend klagt: „wer wird für uns sorgen, wenn unsere Hilfe und Trost von uns geht“, verweist sie auf das Wort: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes, so wird euch alles andere zufallen. Die Engel tragen die Seele, wie ein Einsiedler im Gesichte sah, in den Himmel. So berichtet der treue Widukind¹⁵⁴⁾.

Als die Todesnachricht zu Otto nach Italien kommt, ist er tief erschüttert und weint bitterlich¹⁵⁵⁾. Auch er stirbt bald nach der Heimkehr, nachdem er zuvor das Grab seiner Eltern in Quedlinburg besucht hat.

In dem allen handelt es sich nicht um eine Frau, die irgendwie versucht hätte, eine politische Rolle zu spielen. Sie war sicher eine Autorität für die, die damals das deutsche Volk als seine Könige und Kaiser leiteten, für den ersten König aus sächsischem Stamm, ihren Gemahl Heinrich, und für den ersten Kaiser deutschen Blutes, ihren Sohn Otto den Großen. Aber es war ihr genug, als Gemahlin und Mutter den Ihren Liebe zu erweisen, wie die Freude und der Stolz ihres Lebens zu sein, und zugleich eine reiche Liebesätigkeit zu entfalten. Widukind von Korvey wandte voll Bewunderung auf sie das Schriftwort (Hiob 29, 25), es ein wenig ändernd, an: „Wie eine Königin saß sie inmitten des Volkes und war eine Trösterin alles

¹⁵³⁾ Vita, Herz, Bd. X, 581^o: Parentes nuptialem vestem inveniunt et lugubrem.

¹⁵⁴⁾ III, Kap. 75, S. 104 f.

¹⁵⁵⁾ Vita S. 581⁴⁰.

Leids.“ Er nennt sie mit kurzem Worte: Sancta mater, Heilige Mutter¹⁵⁶⁾.

An diesem Beispiele der Königin Mathilde aber mag man erkennen, wie das Stift Herford auf die zu wirken vermochte, die sich seinem Einflusse hingaben.

Mathildes Namen ist auch mit dem nahegelegenen Stift Enger verbunden.

Um den Namen des Städtchens Enger webt noch heute das Andenken des alten „Sachsenherzogs“ Wittekind einen verklärenden Schein. Hier ist im Chore der Kirche das Grabdenkmal Wittekinds. Aber dieses Denkmal ist erst spät errichtet, und wenn die eingelassene Figur Wittekinds älter sein wird als der 1377 erfolgte Besuch Kaiser Karls IV., so schreiben die neueren Kunsthistoriker, auch Wilmans¹⁵⁷⁾ sie doch erst dem 12. Jahrhundert zu.

Wie dem sein mag, das Kanonikerstift in Enger führt man in seinen ersten Anfängen mit Recht auf Wittekind zurück. Zwar erheben sich auch hier Bedenken. Doch braucht man nicht deswegen zu zweifeln, weil Enger — wie sein Name besage — in Engern und nicht in Westfalen gelegen habe, während Wittekind doch ein Westfale und nicht ein Engerer war. Denn aus dem Namen des Ortes ist nichts zu schließen. Es ist schon gesagt, daß er nicht in Engern, sondern in Westfalen lag, wie er denn auch nicht dem engerischen Bistum Paderborn, wie manche Nachbargemeinden, angehörte, sondern dem westfälischen Bistum Osnabrück¹⁵⁸⁾. Dabei ist es im Jahre 966 dem Erzstift Magdeburg geschenkt¹⁵⁹⁾.

Wittekind hat, nachdem er 785 seinen Frieden mit Karl gemacht, sich als Pfleger christlicher Einrichtungen und Kirchen bewährt¹⁶⁰⁾. Er hat mehrere cellulae gestiftet. Es sprechen die Schmuckstücke im Archiv des Stiftes dafür, die teilweise bis auf Wittekinds Zeit zurückgehen, daß Wittekind der Urheber des ältesten kirchlichen Wesens in Enger gewesen ist¹⁶¹⁾.

Noch viel gewisser aber ist, daß Mathilde, die Gattin König

¹⁵⁶⁾ II, Kap. 36, S. 65.

¹⁵⁷⁾ Kaiserurf., I, S. 445.

¹⁵⁸⁾ Finke, Papsturf., Nr. 484.

¹⁵⁹⁾ Wilmans, Kaiserurf., II, S. 83, Nr. 87.

¹⁶⁰⁾ Vita antiquior Math., Perz, X, 575; vgl. Wilmans, Kaiserurf.: Christianissimus ecclesiarum et dei cultor.

¹⁶¹⁾ Vgl. Wilmans, Kaiserurf., S. 440 ff.

Heinrichs I., mit dieser cellula ein Kollegiatstift von Kanonissen verbunden hat¹⁶²). So gab es hier Kanoniker und Kanonissen, wie in vielen Stiftern. Dafür, daß sie an eine vorhandene Stiftung anknüpfte, spricht wohl auch der Umstand, daß 947 als Patron der Stiftung der heilige Laurentius genannt wird, während 950 Dionysius als solcher erscheint¹⁶³).

Daß es in diesem Stifte eine Schule gab, wird 1247 bezeugt, in welchem Jahre ein Scholaster von Enger, Mag. A., genannt wird¹⁶⁴).

Im Jahre 1414 wird das Stift nach Herford verlegt an die Kirche St. Johann¹⁶⁵).

Anders als mit dem Stift zu Enger ist es mit dem auf dem Berge vor Herford. Es steht in engster Verbindung mit der Abtei Herford, deren Tochteranstalt es ist. Beide haben außer anderem noch die Ähnlichkeit, daß ihre Ursprünge von Mythen umwoben sind. Steht bei jener die mythische Gestalt des Waltger im Vordergrunde, so bei diesem ein Bettelknabe, der einer himmlischen „Vision“ gewürdigt wurde. Auf diese Vision haben wir später zurückzukommen, hier lehnen wir sie kurz ab. Sie beantwortet nicht die Frage nach der Gründung des Stifts. Es ist immerhin auffällig, daß in einer Stadt, in der ein Stift wie die Abtei eine beherrschende Stellung einnahm, noch ein zweites Frauen-Stift gegründet wird. Das erscheint nur möglich bei voller Zustimmung des ersteren. Und nun wissen wir nicht nur von einer Zustimmung: vielmehr stattet die Abtei dieses Stift aus ihren Gütern aus, vermehrt diese ursprüngliche Ausstattung fortlaufend durch weitere Schenkungen, auch ihre Ministerialen tun die Hand weit auf, und Bischof Bernhard I. von Paderborn bestätigt (1151) endlich den ganzen Besitz¹⁶⁶). Man kann getrost der Angabe zustimmen, daß die Äbtissin Godesdiu es war, die um 1011 das Stift gründete¹⁶⁷).

Über den Zweck der Gründung verlautet nichts, als vielleicht die karge Notiz, es sei gegründet ad stipendia pauperum, zum Unterhalt der Armen, die hier Gott dienen¹⁶⁸). War vielleicht ein sozialer Unterschied zwischen den Jungfrauen der Abtei und des Stifts? Die In-

¹⁶²) Wilmans, Kaiserurf., I, p. XIV.

¹⁶³) Wilmans, Kaiserurf., S. 63 u. 85.

¹⁶⁴) Finte, Papsturk., Nr. 484.

¹⁶⁵) Meinders in Weddigen, Ravensb., II, S. 212; Ludorff, Kreis Herford, S. 12.

¹⁶⁶) Additamenta, Wilmans, S. 103.

¹⁶⁷) Additamenta S. 101; vgl. Storch, Chron., S. 39.

¹⁶⁸) Addit. S. 104.

fassinnen der ersteren gehören dem hohen Adel an, die des letzteren dem Ministerialadel und hatten also — wie Hagedorn II 178 sagt — das gefällige Vorwort „von“ vor ihren Namen.

Über die Betätigung dieser Stiftsjungfrauen ist nichts festzustellen. Es wird die in allen Stiftern herkömmliche gewesen sein¹⁶⁹⁾. Da das Kirchspiel weit ausgedehnt ist, muß es sehr alt sein. Hagedorn¹⁷⁰⁾ hält es für das älteste nach dem Münsterkirchspiel. So werden die Stiftsinsassen ein reiches Feld der Tätigkeit gehabt haben.

Auch Schildesche ist ein Kanonissenstift¹⁷¹⁾.

Über den Ursprung des Stifts Schildesche haben wir allerlei Erzählungen, deren sagenhafter Charakter klar ist. Zwar das ist in keiner Weise ungewiß, daß seine Stifterin die „ehrbare Frau Mersuit“ ist¹⁷²⁾. Der Name erscheint in mannigfacher Form: Martswich¹⁷³⁾, Marksuit¹⁷⁴⁾, Marschwidis¹⁷⁵⁾. Steht der Name der Stifterin fest, so ist nicht zu erkennen, wie Philipps¹⁷⁶⁾ zu der Behauptung kommt, daß Mathilde, die Gemahlin König Heinrichs I., „die Stifterin des Klosters Schildesche“ sei.

Über die Gründung erzählt Weddigen¹⁷⁷⁾ allerlei, ohne eine Bürgschaft für das Erzählte zu übernehmen. Schon 930 sei das Stift von Altenschildesche an seine spätere Stätte nach Schildesche verlegt. Er bringt dann das wunderbare Erlebnis mit den in Rom erbetenen Gebeinen des Patrons St. Johannes bapt., weist aber seinerseits den Glauben daran ab. Von Wichtigkeit erscheint dabei nur die Tatsache des Patronats dieses Heiligen, dessen sich viele alte Taufkirchen erfreuten. Übrigens gab es hier eine besondere Kapelle St. Johannis bapt. zu Altenschildesche am St. Johannsbach¹⁷⁸⁾.

Es ist keine Frage, daß Schildesche von Anfang an als Stift, nicht als Kloster zu bezeichnen ist. Es heißt zwar gelegentlich

¹⁶⁹⁾ Vgl. Hagedorn, II, 176 ff.

¹⁷⁰⁾ II, 180.

¹⁷¹⁾ Lamey, S. 124, Nr. 136; Schmitz-Callenberg, Monastikon, S. 72; Vgl. zur Gründungsgesch. noch Weddigen, Ravensberg, II, S. 76 ff.

¹⁷²⁾ Erhard, Reg. Nr. 547, S. 124 u. Nr. 550, S. 126 zum Jahre 940: venerabilis matrona; Lamey, Nr. 1.

¹⁷³⁾ Lamey, Urk. 1.

¹⁷⁴⁾ Philippi, Kaiserurk., Nr. 70.

¹⁷⁵⁾ Weddigen, Ravensberg, II, 75.

¹⁷⁶⁾ Die Entwicklung der geistigen Kultur Ravensbergs S. 14.

¹⁷⁷⁾ Westf. Magazin 1789, S. 367.

¹⁷⁸⁾ Bölscher, Ztschr. für Gesch. u. Altert., 38, S. 78.

monasterium¹⁷⁹⁾, aber dann auch wieder ecclesia collegiata¹⁸⁰⁾ und seine Insassinnen canonice secularis ecclesie, also Kanonissen, und ihre Gesamttheit conventus¹⁸¹⁾. Ausdrücklich wird gefordert, daß die Kanonissen e bonis paternis, von vornehmen Eltern seien¹⁸²⁾.

Als Marksuit den Grundstein ihrer Stiftung legt, drückt sie erst einen heißen Fuß darauf und senkt ihn dann in die Baugrube, ihr Werk dem höchsten Eckstein, Jesus Christus, befehlend. Aus Gallien aber läßt sie geschickte Werkleute kommen¹⁸³⁾.

Über den Geist, der im Stifte wohnte, sind wir nicht unterrichtet. Doch nennt Kaiser Otto III. in einer Urkunde¹⁸⁴⁾ die Kanonissen „sanctimoniales, die bei Tag und Nacht Gott dienen“. Aber das wird der Kurialstil sein. Immerhin weist die noch heute vorhandene Kirche darauf hin, daß das Stift sicherlich Zeiten rechtschaffener Frömmigkeit gehabt hat¹⁸⁵⁾.

Die Zahl der Insassinnen betrug später 17¹⁸⁶⁾. Sie entstammten dem niederen Adel. Die Leitung hat eine Äbtissin. Neben ihnen stehen einige Kanoniker, denen die Haltung des Gottesdienstes oblag (drei Hebdomadarien und sechs Vikarien). Die Präbenden waren zum Teil klein; daher werden sie wohl praebendulae genannt¹⁸⁷⁾. Es werden das die praebendae minores für die Jungfrauen sein, die in der Schule des Stiftes erzogen wurden und später „Schulfräulein“ heißen¹⁸⁸⁾.

Das Zisterzienserinnenkloster Segenstal (vallis benedictionis)¹⁸⁹⁾ zu Blotho ist im Jahre 1258 gestiftet worden¹⁹⁰⁾. Sein Stifter ist Graf Heinrich von Oldenburg, der um diese Zeit der Besitzer Blothos war¹⁹¹⁾. Hamelmann gibt dem Stifter ein hohes Lob, er nennt ihn

¹⁷⁹⁾ Lamey, Nr. 2, S. 4, im Jahre 974; Erb., Reg., S. 125; Strunk: ad exemplum Hervord. monasterii, aber es folgt alsbald: congregatio virginum canonicarum.

¹⁸⁰⁾ Lamey, Nr. 136, S. 124.

¹⁸¹⁾ Lamey, Nr. 30, S. 34.

¹⁸²⁾ Erb., Reg., S. 125.

¹⁸³⁾ Erb., Reg., Nr. 547, S. 125, Anm.

¹⁸⁴⁾ Lamey, Nr. 3, S. 5, im Jahre 992.

¹⁸⁵⁾ Vgl. Lübke, Die mittelalterl. Kunst in Westf., S. 297.

¹⁸⁶⁾ Weddigen, Ravensb., S. 78 u. Nat. Kal. 1805, S. 36.

¹⁸⁷⁾ Lamey, Nr. 139, S. 131: „die Präbenden fast gering“.

¹⁸⁸⁾ Weddigen, a. a. O., S. 81 f.

¹⁸⁹⁾ Schröder, Chronik sagt fälschlich S. 148: Seligental.

¹⁹⁰⁾ Meinders in Weddigen, Kirchengesch. Ravensb., II, S. 244.

¹⁹¹⁾ Hamelmann, Dpp., S. 656.

nach seinen Gewährsmännern Henricum humilem et largum, item Henricum Bogenarium, einen demütigen und milden Herrn¹⁹²⁾.

Das Kloster ist, bevor es in Blotho Ruhe fand, mehrmals von seinem Ursprungsorte Leeden im Tecklenburgischen¹⁹³⁾ verlegt worden, zuerst wegen Mangels an Wasser nach Rehme, dann wegen Überflusses an Wasser nach Baldorf¹⁹⁴⁾. Als es nach Blotho kam, übergab ihm Graf Heinrich das alte Schloß, das nun „Segenstal“ genannt wurde¹⁹⁵⁾.

Das Kloster untersteht dem Abte von Lokkum, von dem es auch seine Patrone Maria und Georg bekam¹⁹⁶⁾. Die Klosterkirche wird 1325 zu Ehren des heiligen Georg geweiht¹⁹⁷⁾. In seinen weltlichen Schutz nimmt es Graf Otto IV. von Ravensberg 1316¹⁹⁸⁾. Aber es kam nicht recht zur Blüte.

Wegen verderbter Klosterzucht und wohl auch um seiner Armut willen wird es 1423 in ein Benediktinermönchskloster verwandelt¹⁹⁹⁾.

Für diese Armut und wohl auch für das erstere haben wir ein unanfechtbares Zeugnis in einer Urkunde, die die Äbtissin des Klosters ausgestellt hat²⁰⁰⁾. Daraus geht hervor, daß das Kloster seine heiligen Bücher an Juden versetzt hat, aus deren Händen der Herforder Priester Heinrich Levehenke sie löst, um sie dem Kloster Böddeken bei Paderborn zu übermitteln. Es handelt sich um zwei Bände des Alten Testaments. Der Preis betrug 26 Gulden. Andere heilige Bücher hat es gleichzeitig in Hannover versetzt, wo der Abt von Lokkum sie einlöst²⁰¹⁾.

Bei der Umwandlung in ein Mönchskloster erhält es allerlei Güter zum Geschenk, unter anderem auch im Amte Limberg. Aber auch jetzt ruht kein rechter Segen auf „Segenstal“. Der Herzog Johann von Kleve ordnete deswegen 1514 eine Visitation an und versuchte eine Besserung. Bei der Reformation ging es ein. Es waren zuletzt noch

¹⁹²⁾ Oldenburg. Chronik S. 66. Was heißt Bogenar? Löffler, Geschichtsquellen, S. 181: „de milde Bogenare“.

¹⁹³⁾ Hölischer, Minden, S. 377; Löffler S. 171.

¹⁹⁴⁾ Hagedorn, Ravensb. Kirchengesch., S. 45; nach Schaten vgl. Meinders u. Weddigen, Ravensb., II, S. 244.

¹⁹⁵⁾ Lamey, II, Nr. 38, S. 40 f.

¹⁹⁶⁾ Hauck, Kirchengesch., III, S. 962.

¹⁹⁷⁾ Ledebur, Blotho, S. 90.

¹⁹⁸⁾ Lamey, II, Nr. 87, S. 79.

¹⁹⁹⁾ Ledebur, Blotho, S. 97.

²⁰⁰⁾ Wigand, Archiv, Bd. 4, S. 217.

²⁰¹⁾ Hölischer, Bistum Minden, S. 378, Anm.

drei Konventualen vorhanden; aber die beiden jüngeren wollten dem Senior nicht gehorchen und zogen weg. So starb das Kloster eines natürlichen Todes. Nach dem Tode des letzten Klosterbruders wurden die Güter eingezogen und zum Teil zur Dotation der lutherischen Kirche vermandt²⁰²⁾.

Endlich das Stift St. Marien und St. Georg in Bielefeld=Neustadt.

Wann die Kirche zu St. Marien — St. Georg ist Nebenpatron — in der Neustadt=Bielefeld gegründet ist, ist ungewiß. Erwähnt ist sie erst 1293, als Graf Otto III. von Ravensberg ein Kanonikatstift mit ihr verband. In der Stiftungsurkunde²⁰³⁾ wird das Stift claustrum genannt. Dieser Ausdruck ist aber sicher nicht im Sinne eines Klosters zu verstehen. Dagegen sprechen schon die Einzelkurien, die den Stiftsherren zugesichert werden. Es werden zwölf Stiftsstellen eingerichtet, je vier für Priester, Diakonen und Subdiakonen, die in besonderen Kurien wohnten. An der Spitze steht der Dekan, der als solcher auch Prälat heißt; er hat als der eigentliche Pastor loci die cura animarum, d. h. die Seelsorge, in der Gemeinde. Ihm müssen die canonici kniefällig Gehorsam geloben²⁰⁴⁾.

Zweck des Stiftes ist offenbar Vermehrung der Gottesdienste. Daher erbaut Graf Otto gleichzeitig mit Gründung des Stiftes das dem heiligen Georg geweihte Chor der Kirche. Die Altstädter Kirche zu Bielefeld wird dem Stift inkorporiert.

Auf dem Chor ist unter anderem das Grabmal der beiden Gründer des Stiftes, des Grafen Otto und seiner Gemahlin Hadwigis.

Der bekannteste Kanonikus und Dekan des Stiftes ist Gobelinus Person (1411 resp. 1414—1418). Er stirbt um 1425 im Kloster Böödeken. Hamelmann war dagegen weder das eine noch das andere, sondern nur ein von beiden angestellter Prädikant, der also den vornehm gewordenen Herren die Last der Predigt abzunehmen hatte²⁰⁵⁾.

Mit diesem Stift war wohl von Anfang an, jedenfalls später die Stiftsschule verbunden, aus der nach 1557 das Gymnasium hervorging²⁰⁶⁾. Es ist aufgehoben 1810²⁰⁷⁾.

²⁰²⁾ Ledebur S. 99.

²⁰³⁾ Lamey S. 64, Nr. 68.

²⁰⁴⁾ Gobelin Person p. XXXI.

²⁰⁵⁾ Leuckfeld, Hamelmanns Leben, S. 25, Anm. 32; Hamelmann-Böffler, II, p. XIV, i. S. 1554.

²⁰⁶⁾ Schubart, Topogr., Bielefeld, S. 185 f.

²⁰⁷⁾ Rav. Jahresbericht, 1897, S. 26 f.

Die ländlichen Kirchspiele in Minden=Ravensberg.

Die Gründung der ländlichen Kirchen und ihrer Kirchspiele verliert sich sowohl im Bistum Minden wie in der Grafschaft Ravensberg in völliges Dunkel. Es sind mehr oder weniger unsichere Überlieferungen, die die Entstehung der ältesten Kirchen noch Karl dem Großen zuzuschreiben wagen, wie die Entstehung Rehmes und Bergkirchens. Man ist hier auf allerlei Rückschlüsse angewiesen. Man wird annehmen dürfen, daß Kirchen, die etwa als Sitze eines Archidiaconats in das Licht der Geschichte treten, oder das Patrozinium des St. Johannes bapt. besaßen, zu den Ursparreien gehören. Beides trifft zu bei Schildesche, dessen Propst zunächst einen eigenen Archidiaconatbezirk hatte und dessen Kirche eine St. Johanniskirche war²⁰⁸). Die Kirche war schon, als Marksuit das Kloster in Schildesche (939) stiftete, vorhanden²⁰⁹). Auch Heepen wird eine alte Kirche sein; schon 1236 wird Bielefeld von Heepen getrennt²¹⁰), ebenso Kirch=Dornberg mit seiner Peterskirche²¹¹), das eng verbunden mit Herford erscheint. Auf das Alter Oldendorfs unterm Limberge weist schon sein Name. Tellinghaus bezeugt, daß die Orte mit der Endung „dorf“ auf eine von einem Edeling gegründete Genossenschaftssiedlung ältester Zeit deuten²¹²). Oldendorf ist umgeben von Dörfern, die meist auf „hausen“ enden, die man in die karolingische Zeit setzt. Oldendorf könnte nicht seinen Namen haben, wenn es nicht älter als diese Orte der karolingischen Zeit wäre. Seine Kirche, dem Dionysius geweiht, aber weist auf Herford, Korvey und deren Missionstätigkeit. Darnach ist die Kirche zu Oldendorf sicher noch in das 9. Jahrhundert zu setzen. Urkundlich erscheint sie zuerst 969—996²¹³). Man nimmt wohl mit Recht an, daß im Gau Angelbeke (Hunte), zwei geistliche Strahlpunkte gewesen seien, von denen die erste Christianisierung ausging: Osterkappeln, in der Pflege der Osnabrücker Bischöfe, und Oldendorf, in der der Mindener. In der großen Oldendorfer Parochie lagen allein von später osnabrückschen Kirchen oder Kapellen die zu Rabber, Wimmer, Lintorf und Barkhausen, von später ravensbergi-

²⁰⁸) Hölfscher in *Ztschr. für Gesch. u. N.*, 1880, Bd. 38, S. 2.

²⁰⁹) *Erh. Reg.* II, 547.

²¹⁰) Hölfscher a. a. O. S. 79.

²¹¹) Hölfscher a. a. O. S. 85.

²¹²) *Ravensb. Festschrift* 1909, S. 288.

²¹³) *Erh. Reg.* Nr. 613, S. 133 f.

ſchen Börninghauſen und Holzhauſen²¹⁴). Dagegen gehörte Blasheim in die Lübbecker Kirche.

Die älteſten Kirchen waren zunächſt aus Holz errichtet. Daher lieſt man ſoviel von Kirchenbränden. Erſt im 10. Jahrhundert ſetzt der Steinbau ein, die Fenſteröffnungen mochten damals nur mit Lüchern verhängt ſein²¹⁵). Doch wird Glas auch ſchon unter Karl des Großen erwähnt²¹⁶). Eine Taufkapelle ſtand nicht weit von der Kirche, zur Vollziehung der Taufe; ſo ſtand in Minden die Kapelle St. Joh. bap. unweit des Domes. Auch eine Gerkammer fehlte der Kirche nicht, in der die Prieſter die prieſterlichen Gewänder anlegten²¹⁷). Der Träger des Amtes an einer Kirche hieß plebanus²¹⁸). Man überſetzte den Pleban auch wohl mit Leutprieſter, und nannte ihn ſpäter rector ecclesiae, das heißt: Kirchherr. Das Wort Pfarrer (parochus) kam erſt kurz vor der Reformation auf.

Auch an den Pfarrkirchen fanden ſich mehrere Geiſtliche aller, auch der unteren Weihegrade, die hier das Nötigſte zum künftigen Beruf praktiſch erlernten.

Jede Pfarre war mit einer dos (Dotation), ausgerüſtet, die nach einer Anordnung Karls des Großen aus einer curtis (Hof) und zwei Manſen (Bauerngüter), beſtehen ſollte. Dazu kam das Zehntrecht. Der Pfarrsprengel umfaßte eine große Anzahl umliegender Anſiedlungen, die im Laufe des Mittelalters teilweise abgezweigt und ſelbſtändig wurden.

Von Pfarrhäuſern hört man wenig. In der Errichtungskunde des Kirchſpiels Saſſendorf (1313) bei Soeſt, wird eine domus decens pro sacerdote ein Haus für den Prieſter erwähnt. In Werl, in derſelben Gegend wird 1458 die domus dotis, Pfarrhaus erwähnt²¹⁹). Erſt nach der Reformation tritt das Pfarrhaus mehr hervor.

Über zwei beſondere Eigentümlichkeiten der alten Kirchen iſt noch zu reden. Zuerſt ſeien die Patrozinien genannt. Jede Kirche hatte einen Namen: der Pate, dem ſie ihn verdankte, war einer aus der Schar der himmliſchen Heiligen, dem ſie zu Schutz und Schirm anvertraut war und der darum ihr Patron genannt wurde. Wenn irgend möglich,

²¹⁴) Kunſtdenkmal der Prov. Hannover S. 4 u. 39.

²¹⁵) Otte, Kunſtgeſch I, S. 89.

²¹⁶) Hauck, Kirchengesch. II, S. 261.

²¹⁷) Ger. = Roß, vgl. Otte I, S. 105.

²¹⁸) Plebs = Gemeinde, vgl. Schäfer, Pfarrkirche u. Stift, S. 54 ff.

²¹⁹) Weſtdeuſche Zeiſchr. 23, 2, S. 141.

suchte man sich von ihm eine Reliquie, etwa einen Knochensplitter zu verschaffen, der im sepulcrum, einer Öffnung an der Rückseite des Altars verwahrt wurde.

Neuerdings zieht man mit Recht die Patrozinien als Zeugen für die Gründungsgeschichte von Kirchen heran. Es spiegeln sich, wie schon gesagt ist, in der Wahl dieser Patrone geschichtliche Tatsachen. Die Urkirche oder das Stift, die eine neue Kirche gründeten, teilten ihr aus ihrem Reliquienschatze mit und vermittelten ihr dadurch ihr Patrozinium, ihren Namen. Aus eben diesem Namen aber kann man noch heute auf diese Zusammenhänge schließen, über die keine sonstige Urkunde Zeugnis gibt. Und da ergibt sich die Tatsache, daß neben dem bischöflichen Stuhle von Minden, der zur Förderung christlich-kirchlichen Lebens ausdrücklich bestellt war, es in unserm Lande die beiden eng verbundenen Klöster, Korvey und Herford waren, die in missionierender Tätigkeit voranstanden, wobei Korvey als ein Männerkloster die führende Stellung innehatte, Herford aber zurücktrat. Daran liegt es, daß wir keine weitere Bussenkirche im Lande haben, als das Herforder Münster. In Korvey war der heilige Veit der Hauptheilige, aber man verehrte hier auch den heiligen Dionysius, von dem man Reliquien aus St. Denis bei Paris erhalten hatte. Wie es scheint, erhielten besonders die Kirchen, die über Herford mit Korvey in Verbindung standen, das Patrozinium des heiligen Dionysius. Die in Herford erzogene Königin Mathilde gab es dem von ihr 948 in Enger gegründeten Stifte; und das Rätsel, daß es weithin im Münsterlande, neben den auch vorkommenden Vituskirchen, solche des Dionysius gab, löst sich, wenn man erfährt, daß Herford dort Besitzungen oder Beziehungen hatte. Übrigens erstreckte sich auch der Machtbereich der Grafen von Ravensberg bis weit in das Münsterland, wo sie unter anderem Bögte des Stiftes zu Borghorst waren²²⁰).

Erst recht ergeben sich Beziehungen zwischen dem Bistum Minden und Korvey. Der erste Bischof von Minden, Herkumbert, soll vorher Abt von Corbie gewesen sein²²¹). Doch spiegelt sich in dieser Nachricht vielleicht nur die alte Gemeinschaft beider Stiftungen ab. Der zweite Bischof, Harthward, soll der translatio St. Viti nach Korvey beigewohnt

²²⁰) Weining, Das Stift Borchorst, 1920, S. 142.

²²¹) Culemann, Mind. Gesch. S. 15.

haben²²²). Bischof Anno (1773—1185) erbat und erhielt von Korvey Reliquien²²³). So fanden sich auch im Domschatz zu Minden Partikeln vom Körper des heiligen Dionysius.

Darnach ist es nicht wunderbar, daß im Bistum sich mehrfach das Patrozinium des Dionysius bei Stiftern oder Kirchen findet, wie bei Kloster Möllenbeck und Oldendorf unterm Limberge. Daß hier eine direkte Einwirkung Korveys vorliegen muß, geht aus dem Umstande hervor, daß die in der früheren Oldendorfer Mark entstandene Kirche zu Börninghausen das Patrozinium des heiligen Veit hatte.

So erweisen sich auch hier die Patrozinien als „Herkunftsmarken“, aus denen man auf den Ursprung und einigermaßen auch auf das Alter der mit ihnen benannten Kirchen schließen kann. Für manche heutige Familie aber haben sie noch besondere Bedeutung. Denn die Namen der Patrone wurden innerhalb der Pfarodie gern als Taufnamen verwertet, die ihrerseits zu Familiennamen mit einigen Veränderungen wurden, aber ihren Trägern sagen können, welches die kirchliche Heimat ihrer Familie ist. So erscheint es immerhin bemerkenswert, daß in Minden mit den vielen Dionysiusbeziehungen es den Familiennamen Nies gab: der erste Prediger des Evangeliums war Albert Nies an St. Marien²²⁴).

Die zweite besondere Eigentümlichkeit der alten Kirchen ist der sie umgebende Kirchhof oder Friedhof. Der letztere Name bedeutet den gefreiten Raum, der ebenso wie die Kirche selbst dem gewöhnlichen Gesetz entnommen ist. In diesem Sinne kommt das Wort schon im „Heliand“, jener altfächsischen Evangelienharmonie, vor²²⁵). Es ist der Hofraum an der Burg des „Bischofs“ Kaiphas, der Vorhof, auf dem die Verleugnung des Petrus geschah. Dieser gefreite Raum um die Kirche bot sich nicht allein für die Toten als die letzte Ruhestätte: gern ruhte man im Schatten der Kirche auf einer Stätte, die teil an ihrer Heiligkeit zu haben schien. Auch das Asylrecht der Kirchen übertrug sich auf die Friedhöfe. Als der Friedhof in Rahden (1544), durch Blutvergießen entweiht ist, muß seine Immunität (Unantastbarkeit) durch Bischof Franz II. ausdrücklich wiederhergestellt werden²²⁶).

²²²) Culemann a. a. O. S. 17; Zul. Schmidt, Catalogus der Mind. Bischöfe, 1650, S. 23.

²²⁷) Culemann S. 36.

²²⁴) Samelmann, Pöffler II, S. 76.

²²⁵) Ausgabe Röne, Vers 9886: Friedhobe.

²²⁶) Culemann, Mind. Gesch. IV, S. 106.

Sicher gab dieses Asylrecht wohl auch Anlaß zu Mißbräuchen. Wenigstens mußten die Franziskaner in Bielefeld 1540 versprechen, fortan keine Mörder in ihre Freistätte aufzunehmen²²⁷). Endlich war der Friedhof die Stätte, auf der unter der Gerichtslinde, dem „Dingbaum“, die Gemeinde zusammentrat, Gericht zu halten. Denn Recht und Religion waren eng verbunden: Kult- und Dingstätte gehörten zusammen. Hagedorn, der alte Jöllenbecker Pfarrer, berichtet aus dem 18. Jahrhundert²²⁸): „Die Linden sind noch vorigo auf den meisten Kirchhöfen anzutreffen. Keine Linde aber in ganz Ravensberg konnte sich mit der Linde vergleichen, die in Halle am Kirchhofe stand, deren weit ausgebreitete Zweige auf untergebauten Mauern ruhten. Sie wurde 1726 gefällt. Meinders aber widmete ihr ein lateinisches Klage- lied.“ Wieder war es ein anderes Bild, das die Linden auf dem Schildescher Kirchhof 1630—1633 boten: unter ihnen hielten die Evangelischen, als ihnen die Kirche genommen war, Gottesdienst. In dem sippischen Schötmar aber stand der Freistuhl des Femegerichts sub tilia juxta coemiterium unter der Linde am Kirchhof²²⁹).

Endlich hatten die Friedhöfe noch eine Bedeutung, die nicht übersehen werden darf. Es waren rauhe Zeiten. Die Fehden hörten nicht auf. Man suchte in ihnen nicht so sehr die schnelle Entscheidung des offenen Kampfes, als die Schädigung des Gegners an Land und Leuten durch Raub und Brand, wie denn das alte westfälische Sprüchlein besagte: „Raub und Brand ziert den Krieg, wie das Magnifikat die Vesper.“ Darum bauten die Ritter ihre festen Häuser auf Bergespitzen oder hinter breiten Gräben, die Bürger gürteten ihre Städte mit Wall und Mauern und festen Tortürmen; aber auch die Dörfer umgaben sich mit Berhauen und sie bauten als letzte Zufluchtsstätte den Friedhof zum Bergfried aus, in den man in Zeiten der Not sich selbst, Weib und Kind, Hab und Gut barg. Gern legte man ihn auf einer Höhe an, und umschloß ihn mit einer Mauer, der oft weder Wehrgang noch Schießcharten fehlten. In der Ebene sicherte ihn Wall und breiter Wassergraben. Die Kirche aber in seiner Mitte mit ihren dicken Mauern und den kleinen Fenstern des romanischen Stils, vor allem der Turm mit seinen engen schießchartenähnlichen Lichtöffnungen, mit seinen Glocken, die den Notschrei weithin erschallen

²²⁷) Fricke, Gesch. von Bielefeld, S. 53.

²²⁸) Rav. Kirchengesch. I, S. 60 f.

²²⁹) Lindner, Feme, S. 162.

ließen, boten die letzte Zuflucht²³⁰). Noch heute geben die jetzt oft zerbröckelnden Umfassungsmauern, wie etwa in dem lippischen Meinberg, Zeugnis von dem allen. Im Innern der Mauern entstanden in Anlehnung an sie die sogenannten Gademen, Baulichkeiten, die die flüchtige Bevölkerung mit dem nötigsten Hausrat aufnehmen sollten. Sie erwuchsen später zu Wohnhäusern für die sogenannten Kirchhöfer (Wördener), also für kleine Händler und Handwerker, die dafür eine Rente (Wortzins), zu zahlen hatten.

Aber diese Friedhöfe hatten auch eine strategische Bedeutung für die ganze Landschaft. In Münster lag die uralte Domfreiheit, der Friedhof, auf seiner Höhe am Aafluß, die alte Königstraße — *via regia* — beherrschend, die sie zwang, vor ihr nach Osten abzubiegen, um hinter ihr die alte Richtung wieder aufzunehmen. Wer sie innehatte, war Herr des einzigen größeren Verbindungsweges zwischen dem Norden und Süden des Landes. So liegt Oldendorf unterm Limberge an der uralten Straße, die am Nordabhange des Wiehengebirges von Minden nach Osnabrück führt. Die Straße traf kurz nach ihrem Eintritt in den Ort auf den Friedhof, um vor ihm nach Norden abzubiegen, ihn im Bogen zu umgehen und jenseits die alte Richtung wieder aufzunehmen. Dieser Friedhof war, außer durch die Mauer, durch die an ihr entlang fließende kleine Aue geschützt, die die Ähnlichkeit mit der Lage in Münster vollendet und eine Mühle treibt, wie sich das bei kirchlichen Stiftungen aus karolingischer Zeit mehrfach findet²³¹). Dadurch war die Überwachung der Straße sicher gestellt. Der Friedhof war ein fester Punkt zum Schutze der umliegenden Landschaft.

Diese Bedeutung kann nicht angezweifelt werden. In Schildesche wurde 1258 der Kirchhof mit seinen vielen Speichern „zu einer Burg“ ausgebaut²³²). Die Urkunde, die der kölnische Erzbischof Heinrich II. über die Errichtung der Pfarochie Saffendorf bei Soest 1313 ausstellt²³³), bestätigt das Gesagte. „Es geschieht häufig, so lesen wir hier, daß bei den feindlichen Überfällen die Dorfbewohner wie gefeuchte Schafe auseinanderlaufen, einzeln gefangen und unmenschlich gequält werden, weil sie keine Zufluchtsstätte haben, in die sie sich

²³⁰) Ravensb. Bl. 1923, Nr. 5/6, S. 20.

²³¹) Kübel, Dortmunder Gesch., S. 18.

²³²) Ravensb. Bl. 1923, Nr. 11/12, S. 44.

²³³) Seibers, Ab. II, Nr. 554.

bergen können. Deshalb soll ihnen erlaubt sein, eine Kirche mit einem befestigten Kirchhof zu erbauen, daß er ihnen ein praesidium et refugium, Schutz und Zuflucht sei.“

Es ist klar, daß um dieses Zweckes willen der Friedhof oft genug in jenen unruhigen Zeiten eine Stätte des Kampfes sein mußte. Das schildert Uhland in seinem Gedicht über die Schlacht bei Döffingen: „Am Ruheplatz der Toten, da pflegt es still zu sein“, aber jetzt heißt es: „Wer tot zu Boden sinket, hat hier nicht weit ins Grab.“ Und spielen nicht noch in neueren Schlachten die hochgelegenen Kirchhöfe ihre Rolle? Als die Franzosen 1757 in Bielefeld eindringen, verteidigt eine Jägerkompagnie den mit einer Mauer umgebenen Altstädter Kirchhof²³⁴). Aber auch in den Schlachten von Hochkirch, Ligny (1815), Rißingen (1866), spielen die Kirchhöfe eine Rolle.

²³⁴) Lämpel, Rav. Festschrift, 1909, S. 42.

IV. Die kirchliche Arbeit und ihr Erfolg.

Wir haben wenig urkundliches Zeugnis aus dem Mittelalter, aus dem man sich über das kirchliche Leben in Minden-Ravensberg unterrichten könnte. Offenbar verlief dieses Leben im allgemeinen in den gewohnten Bahnen. Einen Brennpunkt des religiös-kirchlichen Lebens, der weithin von Bedeutung gewesen wäre, gab es hier nicht. Auch die Bedeutung Mindens, das immerhin eine Bischofsstadt war, war für die Allgemeinheit nicht groß. Aber was von Minden gilt, gilt auch von anderen westfälischen Bistümern, wie Osnabrück und Paderborn, wie von ganz Westfalen. Es war ein stilles Land. Und tobte auch kriegerischer Lärm genug in ihm, so verlief doch das kirchliche Leben, auf das es hier ankommt, in den stillen Bahnen, die man von den Vätern überkommen hatte.

Seit die Bischöfe hauptsächlich dem politischen Teil ihres Berufes sich hingaben, gewinnen als ihre Vertreter auf kirchlichem Gebiete die Archidiacone an Bedeutung, von denen die Dekane zu unterscheiden sind. Doch treten weder die einen, noch die anderen auf unserem Gebiete hervor.

Mit der steigenden Bevölkerung mehrte sich die Zahl der Kirchen auch auf dem Lande. Allmählich erstanden im Kirchspiel Kapellen, die zu Kirchen mit Parochialrechten wurden. Der Name der Kapelle rührt her von der cappa, dem Priestergewande des heiligen Martin von Tours, das als siegverheißende Reliquie von den fränkischen Königen mit in den Krieg genommen wurde und dessen Hüter daher cappellani hießen, die in der cappella das teure Gut verwahrten.

Das Bistum Minden erstreckte sich weit nach Nordosten hin. Auch Hermannsburg und die Stadt Hannover gehörten dazu. Landesherrliche Gewalt erhielt der Bischof nur in dem kleinen Gebiet, das noch heute Bistum Minden heißt. Im Ravensbergischen begegnete sich dieses Bistum mit Osnabrück und Paderborn. Während Oldendorf unterm Limberge, Holzhausen und Börninghausen, nebst Blotho, Baldorf und Rehme kirchlich zu Minden gehörten, unterstand der westliche Teil der Grafschaft dem Bischof von Osnabrück, nämlich Versmold, Bockhorst, Halle, Brockhagen, Hörste, Borgholzhausen, Werther, Hiddenhausen, Enger, Wallenbrück, Rödinghausen, Spenge. Es ist der alt-

westfälische Teil. Der übrige altengersche Teil mit Bielefeld und Herford gehörte nach Paderborn. Eine besondere Stellung nehmen Quernheim und Kirchlengern ein: sie gehörten politisch zu Minden, aber kirchlich nach Osnabrück. Die Zugehörigkeit von Iffelhorst zum Bistum Münster war strittig. Vielleicht gehörte es doch ursprünglich zu Osnabrück.

An jeder Pfarrkirche stand — wie schon gesagt — als eigentlicher Pastor der Kirchherr oder Rektor. Aber es kam im späteren Mittelalter, zumal bei Kirchen, die Klöstern oder Stiftern inkorporiert waren, vielfach dahin, daß der Kirchherr die kirchliche Pflege nicht selbst leistete, sondern sich dafür einen Bizekuraten oder Vikar hielt. Der Lohn der „Heuerpaffen“ war gering. Es kam sogar vor, daß der Kirchherr sie nur etwa für ein Jahr annahm und sie dann gehen ließ. Dagegen schritt schon 1257 der Erzbischof von Köln in Soest ein¹⁾. Aber das Anwesen der Bizekuraten vermehrte sich, schon wegen der Häufung der verschiedensten Pfründen in einer Hand. Die Besetzung der Pfarren war nicht einwandfrei. Zwar war Simonie, der Kauf der Pfarren etwa von den Patronen, verboten. Aber die Klagen über Simonie gehen durch das ganze Mittelalter und — hören auch in der Zeit nach der Reformation nicht auf. So ließ sich das Kloster Marienfeld für die Verleihung der längst evangelischen Pfarre zu Iffelhorst eine erkleckliche Summe zahlen²⁾. Auch die Äbtissin zu Herford stand nicht in dem Rufe, etwa die Pfarrstelle zu Bünde billig zu verleihen. Am schlimmsten war es unmittelbar nach dem Dreißigjährigen Kriege in Hannover, wo der Generalsuperintendent Gesenius den Pfarrschacher durch Juden feststellte³⁾.

Schon diese Art, Pfarrstellen zu vergeben, wie überhaupt die Kumulierung der Pfarrpfründen in einer Hand konnte natürlich zur Hebung des kirchlichen Lebens so wenig dienen wie zur Pflege des geistlichen. Noch schlimmer wirkte die politische Entwicklung ein.

In dem großen Kampfe zwischen Kaisertum und Papsttum trug das letztere den vollen Sieg davon. Aber es ist nur ein politischer Sieg: in der ecclesia Romana ersteht das alte imperium Romanum, und die Religion hat die Kosten zu tragen. Hat die Kirche den Sieg über die weltliche Macht davongetragen, so wird sie nun selbst zu einer

¹⁾ Seibertz, Ab. I, Nr. 305, S. 377. Vgl. Hauck, Kirchengesch. V, 1, 322.

²⁾ Schwager, Rheinreise, 1802, S. 7 u. 13.

³⁾ Bratte, Just. Gesenius, 1883, S. 111.

Macht von dieser Welt. Sie versteht je länger je weniger das religiöse Bedürfnis der Menschenherzen, die sich darum beginnen von ihr zu lösen. Mit dem Untergange der Hohenstaufen kommen die kezerischen Bewegungen auf. Bald erfüllen sie einzelne Landschaften. Caesarius von Heisterbach (um 1225) kann sich nicht genug tun in der Schilderung des Überhandnehmens der Kezerei. Von Oberitalien gilt nach ihm: „Ganz Lamparten glüht in Kezerei.“ In Südfrankreich werden die Albigenserkriege nötig. Feuerfunken stieben auch nach Deutschland hinüber. In Köln brennen die ersten Scheiterhaufen.

Es kam zur Verweltlichung der Kirche ein Zweites, das eine Störung in der kirchlichen Einstellung herbeiführte. Die Kreuzzüge hatten die christlichen Völker in Verbindung mit dem Islam gebracht. Vergleichen mit dem fremden Glauben und seinen Anhängern führten zu Erweichungen des eignen Glaubens. Ein Saladin hatte die Achtung auch der Christen. Und hatten jene Ungläubigen nicht eine Kultur, die auch der christlichen noch etwas zu geben hatte? Fragen nach der Wahrheit lagen nahe und waren nicht immer leicht zu beantworten. Es ist bezeichnend, daß die Erzählung von den drei Ringen, die von der Aufklärung des 18. Jahrhunderts mit Vorliebe verwendet wurde, damals aufkam⁴⁾.

Es ging durch die Welt überhaupt ein Aufwachen der Geister. Die Garantie der Kirche für das Seelenheil genügt nicht mehr. Man will eigne Überzeugung, eigne Erfahrung, eigne Gewißheit. Dazu mochte das Aufkommen der Städte mit ihrem rasch wachsenden Reichtum und ihren mit dem Reichtum rasch wachsenden Kulturansprüchen beitragen.

Die Kirche hatte alle Ursache, dem allen gegenüber auf der Wacht zu sein und die Kräfte mobil zu machen, die dem drohenden Abfall wehren konnten. Der Klerus versagte, wie die bisherigen Mönchsorden, deren Ideal war, aus der verlorenen Welt sich in die Abgeschlossenheit der Klöster zu flüchten. Jetzt entstehen die Bettelorden, die in Predigt und Seelsorge — oft genug zum Ärger des Pfarrklerus — die eigentliche kirchliche Arbeit übernehmen. Aus ihnen gehen auch die großen Dogmatiker hervor, die den christlichen Lehrgehalt zu einem großen System verarbeiten, das ihnen den Namen der Scholastiker brachte, und sie sind oft auch Vertreter der christlichen Mystik, die eine innerliche Frömmigkeit pflegen. Jene Scholastiker sind zugleich

⁴⁾ Ahlhorn, Christl. Liebestätigkeit II, S. 305.

Prediger, und zwar mit solcher Betonung, daß sie sich geradezu Prädikatores nannten, und diese Mystiker sind Seelsorger.

Der Gründer des Franziskanerordens ist Franz von Assisi in Italien. Das Bild des Heiligen schwankt im Urteil kundiger Beurteiler. Auch auf evangelischer Seite gibt es Sachverständige, die es mit Vorliebe zeichnen. Hier sei Karl Hase genannt, der dem Heiligen weithin die Herzen gewonnen hat⁵⁾. Rahnis ist entgegengelegter Ansicht⁶⁾. Wunderbar an seinem Lebenswerk ist vor allem, daß er einen Orden, wie es der der Franziskaner ist, gar nicht hat stiften wollen. Klosterleben galt ihm als ein Sich-selbst-leben. Er aber sandte seine Jünger als Volksprediger mitten in die Welt, ihr Buße zu predigen. Das mutet an wie die Anfänge der Waldenser: es ist äußerlich angesehen ein Zufall, daß diese Kezer, Franz aber ein Heiliger wurde. Es hat ihn tief verstimmt, daß unter der Einwirkung des Papstes aus seiner Stiftung etwas ganz anderes wurde, als er gewollt hatte, nämlich ein Orden von Bettelmönchen.

Und nun ist das Frömmigkeitsideal dieser Mönche durchaus das mittelalterliche. Auch diese in der Welt sich abmühenden Mönche sind durchaus Vertreter des alten Gedankens der Weltflucht. Das beschauliche Leben des Klosters ist besser als das der Arbeit hingeebene. Die Armut ist besser als der Reichtum: es ist Christenpflicht, auf alles Eigentum zu verzichten. Daher verbot die Regel dem einzelnen alles persönliche Eigentum. Daher das Wort: *monachus, qui habet obolum, non valet obolum*, der Mönch, der auch nur einen Pfennig besitzt, ist keinen Pfennig wert. Erlaubt aber ist gemeinsamer Besitz, obwohl es auch darüber strengere Ansichten gab; dieser gemeinsame Besitz des Klosters ist ein Abbild des ursprünglichen Naturzustandes, der durch die Sünde zerstört ist.

Den ersten Versuch, in Deutschland zu missionieren, machte man schon 1219; aber er mißlang. Diese italienischen Evangelisten verstanden die deutsche Sprache nicht. Da war schwer zu missionieren. Aber man erkannte den Fehler. In Köln wurde 1222 das erste Minoritenkloster gegründet. Man nannte sich *fratres minores*, geringe Brüder. Dann wuchs die Zahl der Klöster rasch. Aber seit 1415 schied man sich in zwei Richtungen: die einen (Minoriten, Konventualen) folgten einer milderer Auslegung der Regel, die anderen (Oberservanten) einer

⁵⁾ Karl Hase, ein Heiligenbild, Leipzig 1856.

⁶⁾ Gang der Kirche in Lebensbildern, Leipzig 1881.

strengerem. In letzteren lebte noch etwas vom Geiste des Franziskus, aber sie hatten auch gelegentlich kezerische Neigungen. Außer den eigentlichen Klöstern gab es noch sogenannte Termineien: das waren Häuser, in denen nur ein Pater wohnte, der auf Wunsch der Pfarrgeistlichkeit in Predigt und Seelsorge sich betätigte, sonst Almosen für sein Kloster sammelte⁷⁾.

Im Volke, auf das es die Franziskaner abgesehen hatten, knüpfte in Deutschland eine Bewegung an, die weitere Wellen schlug. Die Erweckten schlossen sich zu einem Laienbunde zusammen, den man die Tertiarii und Tertiariinnen (*tertius ordo*) nannte. Man hat gesagt, das Tertiariertum schwoll zu ungeheuern Massen an. Aber die gegebenen Zahlen sind vielfach übertrieben⁸⁾. Doch gab es unter ihnen verschiedene Organisationen, nämlich solche, die klösterlich zusammenlebten, und auch solche, die im bürgerlichen Leben, Ehe und Beruf blieben. Später kamen gerade diese Tertiarii in Verbindung mit kezerischen Begarden und Beginen.

Diese verschiedenen Schattierungen des Franziskanerordens finden sich auch auf westfälischem Boden.

In Minden-Ravensberg gab es doch nur ein Minoritenkloster, das zu Herford. Verhältnismäßig spät ist es gegründet: im Jahre 1286 wird es zum erstenmal erwähnt⁹⁾. Im Jahre 1291 wird der Bau des Klosters bezeugt: es müssen Nachbarn entschädigt werden, die durch den Bau Schaden gelitten haben¹⁰⁾. Vielleicht war bei der Gründung des Klosters Arnold von Borghorst beteiligt, der 1294 starb; erwähnt wird auch der Friedhof des Klosters. Das ist immerhin bezeichnend; denn bei den Brüdern im Schatten ihrer Kirche suchten die Bürger, die ein Minoritenkloster in ihren Mauern hatten, gern die letzte Ruhestätte¹¹⁾. Sonst ist von den Herforder Minoriten wenig zu sagen.

Die einzige Spur einer geistlichen Betätigung möchte man in der Domus St. Clarae erkennen, dem Klarissenhaus¹²⁾. Es war ursprünglich ein Beginenhaus, wurde aber seit Mitte des 15. Jahrhunderts

7) Schlager, Beitr. zur Gesch. d. Köln. Ord.-Provinz, Köln 1904, S. 43.

8) Hauck, Kirchengesch. VI. S. 419.

9) Westf. Ab. IV. Nr. 1879: area, quam fratres minores habitant.

10) Westf. Ab. IV, Nr. 2174.

11) Storch, Kurzgefaßte Nachricht, Lemgo 1745, S. 12f. u. Chronika, Bielefeld, S. 26f.

12) Monastikon Nr. 35.

ein Klarissenkloster oder, wie man in Herford sagte, „der Clarenhof“. Er stand in Gebetsgemeinschaft mit dem Kloster Klarenberg bei Hörde¹³⁾. Man gedachte auch in Herford des Grafen Konrad von der Mark, des Gründers von Klarenberg, an seinem Todestage¹⁴⁾, da er auch für den Gründer des Klarenhofes gilt¹⁵⁾.

Auch in Minden ist mehrfach von Minoriten die Rede. Die dortigen Dominikaner begrüßen sie nicht sehr freundlich.

Sie bauten eine Kapelle auf dem Wittekindsbirge¹⁶⁾, kommen aber nicht zu größerer Bedeutung.

Von größerer Bedeutung als die Niederlassung in Minden wurde die allerdings späte in Bielefeld. Und hier war es nicht wie in Herford ein Minoriten-, sondern ein Observantenkloster, das entstand, also ein Franziskanerkloster strengster Richtung. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts entstand eine Anzahl von Observantenklöstern in Westfalen durch vornehme Gönner, wie Hamm (1455), Lemgo (1463), Korbach (1587), Dorsten (1488). In Minden wird noch 1504 eins geplant, kommt aber nicht zur Ausführung¹⁷⁾. Das Bielefelder Kloster gedieh unter der Gunst des Stadtelers wie des benachbarten Landadels.

Schon im Jahre 1353 war auf dem Iost- oder Loykhuserberge bei Bielefeld eine Niederlassung der Augustiner-Eremiten entstanden mit einer Kirche des heiligen Iodokus, die aber von keinem Bestande war. Erst im Jahre 1481 ließ Bischof Simon III. von Paderborn die halb verfallene Kapelle wiederherstellen und errichtete an ihr eine Vikarie. Im Jahre 1501 genehmigte Papst Alexander VI. (Borgia) den Plan des frommen Wessel Schrage, neben der Kapelle ein Observantenkloster zu bauen. Die Einführung der Brüder geschah 1503. Schon nach wenig Jahren erwies sich die Lage des Klosters so ungünstig, daß man es nach Bielefeld verlegte. Die Gründe der Verlegung sind die bei solchen Verlegungen herkömmlichen. Man zog der Einsamkeit und Ungeschüßtheit eines „Feldklosters“ die Sicherheit der städtischen Lage vor; war doch auch die Arbeit des Klosters durchaus auf Einwirkung auf eine städtische Bevölkerung eingestellt. Das Bielefelder Kloster, ein schönes massives Gebäude an der Obernstraße, wurde 1515 geweiht.

¹³⁾ Storch, Chronika, S. 27.

¹⁴⁾ Vgl. Storch, Kurzgefaßte Nachricht, S. 14.

¹⁵⁾ Zeitschr. für Gesch. u. A., Bd 38, II, S. 74.

¹⁶⁾ Pöffler, Geschichtsquellen, S. 209.

¹⁷⁾ Monastikon S. 51; Landmann, Predigtarten, S. 7.

Aus diesem Kloster war der Mönch, der als Nachfolger Hamelmanns an die Neustädter Kirche berufen wurde, der aber cum Lulhardo socio (Tertiärer) vor der Gemeinde fliehen mußte¹⁸⁾.

Neben den Franziskanern standen die Dominikaner.

Der Gründer des Dominikanerordens — Dominikus — war ein ganz anderer Mann als Franziskus. Grünmacher urteilt: „Es ist das Unglück für die Würdigung des Dominikus, daß er immer mit Franziskus verglichen wird. In der Reinheit seiner Gesinnung und in dem Ernste, mit dem er seine Ideale durchzusetzen strebt, steht er dem genialen Franz nicht nach. Daß seine Frömmigkeit eine reflektierte ist, ist natürlich, da er Theologe ist. Aber es ist zuzugestehen, daß Franz ungleich selbständiger und unmittelbarer in seinen religiösen Impulsen, origineller, überhaupt größer ist¹⁹⁾.“ Man könnte den Unterschied zwischen beiden auch bestimmen als den zwischen einem gereiften Charakter und einer glücklichen Natur²⁰⁾.

Was ihn zum Ordensstifter machte, war nicht die Not des Volkes, sondern die Bedrängnis der Kirche durch die Gefahr der Kezerei. Es war ein dogmatisches Interesse, das ihn leitete, gegenüber dem religiösen bei Franz. Darin ist es begründet, daß die Dominikaner zu Inquisitoren heretice pravivatis, kezerischer Verderbtheit, dominicanes, unseres Herrgotts Jagdhunde — wie sie selbst sagten — wurden²¹⁾.

Was für die Franziskaner Italien, das war für die Dominikaner Frankreich — die eigentliche Heimat des Ordens²²⁾. Paris war der Zentralsitz für die Studien des Ordens. So wurden in allen Dominikanerklöstern für den König von Frankreich Messen gelesen. Das hinderte nicht, daß ihr dem heiligen Jakobus geweihtes Haus in Paris später den Jakobinern den Namen gab.

Auch an die Dominikaner schlossen sich nach franziskanischem Vorbilde Tertiärer und weibliche Orden an.

Im Jahre 1220 kamen die Dominikaner nach Deutschland, und zwar nach Köln²³⁾. Von hier aus fanden sie in Westfalen Eingang,

¹⁸⁾ Hamelmann-Löffler II, S. 274; Schlager, Gesch. der Köln-Franziskaner Ordensprovinz, S. 91 ff. u. S. 127; Ravensb. Verein, Jahresbericht 1897, S. 13; Schubart, Topogr. Beschreibung, 1835, S. 154.

¹⁹⁾ Hauck, Realenzykl. 4, S. 773.

²⁰⁾ Hauck, Kirchengesch. 4, S. 387.

²¹⁾ Grünmacher S. 775.

²²⁾ Hauck, Kirchengesch. 4, S. 395.

²³⁾ Hauck 4, S. 391.

der ihnen freilich nicht leicht gemacht wurde. Der Klerus wie die Bischöfe setzten sich ihnen entgegen, und wo vor ihnen Minoriten waren, entstand das Sprichwort:

Es ist dem einen Bettler leid,
wenn der andre vor der Türe steht.

Und der Volksglaube rechnete, mit dem Auftreten der Bettelmönche sei die gute alte Zeit zu Ende gegangen. Jahrelang zog sich der Kampf um ihre Niederlassung in Dortmund hin²⁴⁾. Leichter wurde es, in Soest Eingang zu finden (1232), und hier treffen wir auf den berühmten Namen des Albertus Magnus, der den Nonnen von Paradiese das hilariter oboedire, fröhlich gehorchen, ins Herz schrieb²⁵⁾.

Das Dominikanerkloster in Minden wird auf das Jahr 1236 zurückgeführt oder, nach Hermann Lerbeck, 1233²⁶⁾: es soll das zweite Kloster dieses Ordens in Westfalen sein. Jedenfalls ist es das einzige in Minden-Ravensberg. Nach Minden kamen die Dominikaner am Tage von Pauli Bekehrung (25. Januar). Daher erwählten sie ihn zu ihrem Patron. Aber sie mochten auch daran denken, daß er mit aller Bildung rabbinischer Theologie ausgestattet war. Die Kirche soll 1260 geweiht sein²⁷⁾. Sie selbst sagen, daß sie nach hier von den Domherren gerufen seien²⁸⁾.

Eine ganze Reihe von Gelehrten und Predigern ist aus diesem Kloster hervorgegangen. Vor allem gehörten ihm ein Heinrich von Herford und Hermann von Lerbeck an, über die noch ausführlicher zu reden sein wird, weil sie als Zeugen jener alten Zeiten noch heute zu uns reden.

In dem Mindner Kloster wurde — wie aus dem Gesagten hervorgeht — die wissenschaftliche Bildung sehr geschätzt; das ist um so natürlicher, als die Dominikanerprovinz Saronia hier eines ihrer sieben Studien für Philosophie hatte, das Lehrer und Schüler anzog²⁹⁾.

Terminarien des Mindner Klosters waren in Herford³⁰⁾ und in Lemgo³¹⁾.

²⁴⁾ Krömecke, Dominikanerkloster zu Dortmund, 1854.

²⁵⁾ Seibers, Quellen I, S. 8.

²⁶⁾ Schroeder S. 131.

²⁷⁾ Schlichthaber II, S. 42; Löffler, Geschichtsquellen, S. 62.

²⁸⁾ Löffler, Geschichtsquellen, S. 174.

²⁹⁾ Hauck, Kirchengesch. V, 1, S. 250.

³⁰⁾ Vgl. Landmann S. 15 u. 16 (um 1325, Monastikon, S. 35).

³¹⁾ Zeitschr. für Gesch. u. Kl. 25, S. 186, 38, 21.

Auch Tertiärer finden sich bei Dominikanern, also ein weiterer Laienkreis solcher, die sich ihrem Einfluß öffneten und ihrer Leitung unterstellten.

Endlich übte auch dieser Orden auf das weibliche Geschlecht tiefgehende Einwirkung aus. Das mag bei einem Orden auffallen, der das verständige Erkennen stark in den Vordergrund stellte. Aber die Extreme berühren sich: so wurden die Nonnenklöster gerade des Dominikanerordens die Heimstätten für Visionärinnen, vor deren Augen die Geheimnisse der ewigen Welt offen dalagen³²⁾. Das klösterliche Leben mit seiner Forderung steter Selbstbeobachtung, mit seiner Fülle stimmungsvoller Andachten und Gottesdienste, die immer von neuem die Seele zum Jenseitigen erhoben und hinrissen, bot den fruchtbarsten Boden für den Glauben an die Durchbrechung der Schranken, die das Jenseits vom Diesseits scheiden.

In unserem Lande findet sich zwar nur ein Dominikanerinnenkloster, das zu Lahde bei Petershagen, gestiftet 1265 von Edelvogt Widukind vom Berge³³⁾. Es hat von Anfang an schwere Bedrängnisse von „Gottlosen“ zu leiden gehabt und ist 1306 nach Lemgo verlegt worden. Unter Zustimmung des Mindner Priors Joh. von dem Bussche verkaufen die Nonnen ihre Güter in Lahde an das Kloster Lokkum für 1500 Mark und kaufen sich in Lemgo wieder an³⁴⁾.

Der dritte Bettelorden, von dem hier zu reden ist, ist der der Augustiner-Eremiten. Sie hatten keinen eigentlichen Ordensgründer wie Franziskus und Dominikus, dessen Gestalt leuchtendes Vorbild sein konnte, dessen Volkstümlichkeit ihnen den Weg auf Erden bahnte, und dessen Fürsprache im Himmel das ewige Heil sicherte. Sie sind „ein Produkt päpstlicher Politik“³⁵⁾. Freilich kann man das von den beiden ersten Orden auch sagen, aber es tritt doch vor den Gründerpersönlichkeiten zurück. Hier aber tritt es unverhüllt zutage. Es gab in Italien Vereine von Einsiedlern (Eremiten), die nach einer angeblich von Augustinus stammenden Regel lebten. Der Papst Innozenz IV., der bekannte Gegner unseres Hohenstaufenkaisers Friedrich II., von dem Hauck sagt³⁶⁾: er haßte den Kaiser, wie selten

³²⁾ Hauck, Kirchengesch. V, S. 383.

³³⁾ Vgl. Urk. in Hipp. Reg. von Preuß u. Falkmann I, S. 287 ff.

³⁴⁾ Schlichthaber II, 2, S. 229 ff.

³⁵⁾ Föckler, Realenz., II, S. 255 ff.

³⁶⁾ V, S. 6.

ein Mann den andern, vereinigte mehrere Eremitenvereine (1243), beließ sie bei der Regel Augustins und nannte sie nach Ursprung und Regel Augustiner-Eremiten. Auch dieser Orden verbreitete sich rasch nach Deutschland; auch in ihm bildete sich ein Abpliß strengerer Richtung — Observanten wie bei den Franziskanern genannt, denen auch ein Staupiß, der väterliche Freund Luthers, zuneigte³⁷⁾.

Die Augustiner hatten in Westfalen außer dem Osnabrücker die beiden Häuser zu Lippstadt und Herford. Das Herforder Haus ist wohl um 1288 gegründet worden³⁸⁾, denn in diesem Jahre vermacht eine Begine, genannt Buckesche, den Eremiten vom Orden des heiligen Augustinus in Herford eine Geldrente.

Es werden auch Augustinerinnenklöster genannt. Aber meist liegen hier Verwechslungen mit den Schwesterhäusern vom gemeinsamen Leben vor, die auch nach der Regel Augustins lebten, oder auch mit Beginenhäusern.

Die Art der kirchlichen Arbeit.

Die kirchliche Arbeit an der Volksseele wurde unter dem Einfluß der Bettelorden eine eindringlichere. Das macht sich zumal auf dem Gebiete der Predigt bemerklich. Die Predigt galt immer als ein regelmäßiges Stück des Gottesdienstes; in späterer Zeit erlitt diese Regel freilich viele Ausnahmen. Ob aber der eigentliche Klerus vielfach kaum imstande war, sonntäglich eine Predigt zu halten, so traten hier die Bettelorden ein³⁹⁾. Man übertrug ihnen, beim geistigen Versagen des Klerus, zumal in den Hauptkirchen der Städte die Predigt. So konnten die Augustiner in Lippstadt an den Rat der Stadt schreiben⁴⁰⁾, daß ihre Vorväter „alle hilligen Dage ton ewigen Tiden zu unsrer lewen Frowen Kerken dorch einen geschickten Prediger dat Wort Godes verkünden to laten, verpflichtet gewesen wären“. Dazu aber predigten die Mönche in ihren eigenen Kirchen, deren Bau, soweit er erhalten ist, noch heute diese Klosterkirchen als Predigtkirchen kennzeichnet. Vielfach waren auf Friedhöfen in unmittelbarer Nähe der Kirchen — wie zu St. Lamberti in Münster und zu St. Petri in Soest — ständige Kanzeln errichtet, auf denen Dominikaner und Franziskaner in regelmäßigem Wechsel Volkspredigten hielten.

³⁷⁾ Vgl. Landmann, S. 28 ff.

³⁸⁾ Westf. Ab. IV, Nr. 2001.

³⁹⁾ Vgl. Rothert, Ehrenreiche Stadt Soest, S. 63 f.

⁴⁰⁾ Im Jahre 1543, v. Steinen, Westf. Gesch., IV, S. 991.

Diese Predigten trugen, wenn man Werner Rolevink⁴¹⁾ trauen darf, westfälische Art insofern an sich, daß sie nicht rhetorische Musterwerke sein wollten, sondern in großer Schlichtheit und einfacher Rede einhergingen und die Sünden des Volks mit Ernst strafte.

Als namhafte Prediger seien aus unserem Lande die folgenden erwähnt. Zu den Mindner Dominikanern gehörte frater Johannes ex militaribus de Bussche, aus dem adligen Geschlechte derer v. d. Bussche, der als Provinzial der sächsischen Ordensprovinz im Jahre 1306 bei der Überführung der Dominikanerinnen von Lahde nach Lemgo von dem Fluche und dem Segen sprach, der je nach ihrem Verhalten gegen die Nonnen über die Lemgoer kommen werde⁴²⁾. Als gefeierter Prediger galt 1378 der Dominikanerprior Johannes von Ovenstedt. Hatte er allezeit große Volksmengen unter seiner Kanzel gesammelt, so waren sie doch nichts gegenüber den unzählbaren Scharen, die seiner Leiche das letzte Geleit gaben, als sie von Lemgo her, wo der Tod ihn überrascht hatte, in Minden zum Friedhofe gebracht wurde⁴³⁾.

Diese Namen erblassen vor dem des Joh. Schwarten, der zwar eigentlich dem Soester Dominikanerkloster angehörte, aber als Wanderprediger auch in unserem Lande sich fleißig hören ließ. Er hat eine große Anzahl von Predigthandschriften hinterlassen, auf denen er vermerkt hat, wann und wo er diese Predigten hielt⁴⁴⁾. Darnach hat er oft (1507) in Rhade (Rhaden?), in Lahde und den ganzen Sommer über in Minden gepredigt (meist in Johann evang.). Im Jahre 1509 predigt er wieder die ganze Fastenzeit über in Minden, aber auch in dem „Huse to dem Berge“. Dann ist er bald in Paris, bald in Melsdorf in Holstein und anderen Orten nachzuweisen. Das alles sagt freilich nichts für den regelmäßigen Sonntagsgottesdienst, bezeichnet ihn aber als den Mann der Volksmission, einen rechten und anerkannten Erweckungsprediger seiner Zeit.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß auch die Franziskaner durch ihre Predigtthätigkeit weithin Einfluß ausgeübt haben. Einige ihrer Predigten sind erhalten⁴⁵⁾. Am bekanntesten ist das Predigtmagazin,

⁴¹⁾ De laude vet. Saxon., S. 137 f.

⁴²⁾ Landmann, a. a. O., S. 16, Anm. 2; Löffler, Geschichtsquellen, S. 175, Anm. 6.

⁴³⁾ Landmann, S. 17; Löffler, Geschichtsquellen, S. 78: er galt als egregius praedicator.

⁴⁴⁾ Landmann, S. 22.

⁴⁵⁾ Vgl. Landmann, Predigt, S. 7.

das Joh. von Werden im 15. Jahrhundert zusammenstellte, unter dem Titel „Dormi secure“, Ruhe sanft⁴⁶⁾. Der Verfasser will den Geistlichen Predigten zur Verfügung stellen, die sich leicht einprägen und so die Mühe der eigenen Arbeit ersparen. Das Buch ist vielfach gebraucht worden, ist es doch im 15. Jahrhundert über 17 mal gedruckt und ist zum Stichwort für eine gewisse Art der Predigtbereitung geworden.

Als zweiter franziskanischer Prediger mag, weil er von Geburt unserem Lande angehörte, Joh. von Minden genannt werden. Er war 1396—1405 Provinzialminister der sächsischen Provinz, zu der die Diözese Minden gehörte und galt als declamator sermonum egregius, als berühmter Kanzelredner⁴⁷⁾. Er wird 1492 bei der Visitation des Schwesternstiftes zu Overenkirchen erwähnt⁴⁸⁾.

Von größerer unmittelbarer Einwirkung auf das Volk als die Minoriten waren die Observanten, von denen zwei wenigstens genannt seien, die in Westfalen, wenn auch nicht in unserem Lande wirkten, der eine ist Joh. Brugmann, der wahrscheinlich vom Observantenkloster in Hamm aus zur Beilegung der Münsterschen Stiftsfehde wirkte, der andere ist Dietrich Coelde⁴⁹⁾, der aber, weil seine Eltern aus Osnabrück stammten, auch Dietrich von Osnabrück hieß. Er war ein gewaltiger Volksprediger: eines Tages zog er aus seiner Kutte auf der Kanzel einen Totenschädel, zum Beweise, wie der Tod alles gleich mache. Aber er bewies sich auch 1489 in furchtbarer Pestzeit in Brüssel als tapferen Mann. Am bekanntesten ist sein Gebetbuch „Der Christenspiegel“. Es erschien (1477) unter dem Titel „Der Kerstenen Spegel oft Hantboerken, utgegeven by Broder Dirik van Münster, Minre Broder van der Observancien“. Zwar wurde das Buch von allen Seiten angegriffen, sowohl von den Dunkelmännern in Köln wie später von Hamelmann⁵⁰⁾. Aber es erschien im Jahre 1480 bei Arnold von Aachen in Köln, der nicht, wie Nordhoff (S. 361) meint, sonst unbekannt ist, sondern später der Verfasser und Drucker auch des bonnischen „Evangelischen Bürgers Handbüchlein“ ist, jenes

⁴⁶⁾ Vgl. dazu Cruel, Gesch. der deutschen Predigt, Detmold 1879, S. 478 ff.

⁴⁷⁾ Landmann, S. 8.

⁴⁸⁾ Grotefend, Chron. des Klosters Maurittii, S. 159.

⁴⁹⁾ Geb. um 1435 in Münster. Landmann, S. 31; Schlager, Beiträge, S. 190 ff.; Nordhoff, Pöck's Monatschrift, Bonn 1875, I, S. 73 ff.; Geffcken, Bilderkatech., S. 150 u. bes. S. 156.

⁵⁰⁾ Opp., S. 193, hier heißt es valde insalsus (salzlos) et indoctus.

berühmten Katechismus aus den Anfangszeiten der Reformation. Das mag immerhin ein gutes Vorurteil auch für den Christenspiegel erwecken, aus dem wenigstens der Vers zitiert sei:

Ich leb, weiß nit, wie lang, ich stirb und weiß nit, wann,
ich fahr, weiß nit, wohin; mich wundert, daß ich fröhlich bin —

Auch die Augustiner hatten namhafte Prediger.

Hermann, der sich nach seinem Geburtsort von Schildesche nannte, ist am Ende des 13. Jahrhunderts geboren, trat dann in das Augustinerkloster zu Osnabrück, studierte 1320 in Paris, war 1328 bis 1329 Lektor bei den Augustinern in Herford. Im Jahre 1337 war er Provinzialprior der Augustinerprovinz Sachsen und wurde der erste Doktor der Theologie des ganzen Sachsenlandes⁵¹). Die deutschen Bischöfe entsenden ihn 1338 nach Avignon, um eine Ausöhnung zwischen Papst Benedikt XII. und dem Kaiser Ludwig von Bayern herbeizuführen, was allerdings mißlang. Seine kirchliche Stellung wird dadurch bezeichnet, daß er für die Papstgewalt als letzte Quelle alles Rechts auf weltlichem und kirchlichem Gebiet eintritt. So schrieb er auch gegen Waldenser und Flagellanten⁵²). Von seinen Predigten nennt Landmann (a. a. O.) nur eine, die er vor der Osnabrücker Geistlichkeit hielt. Aber er gab mehrere Predigtwerke heraus.

Ungefähr gleichzeitig mit ihm war Joh. Klenkok im Herforder Kloster, der als Schriftsteller und Prediger einen Namen hatte. Er schrieb unter anderem gegen den Sachsenpiegel⁵³) und als Erster gegen die sich an die Femgerichte heftenden Mißbräuche⁵⁴).

Der bekannteste Bruder des Herforder Hauses ist Gottschalk Hollen, der geboren ist in Körbecke bei Soest, aber in Herford eintrat. († 1481). Er schrieb unter anderem einen Katechismus, der die Hauptlehren der Kirche in behaltbare Verse faßte⁵⁵). Er empfiehlt das Lesen der Bibel in der Muttersprache, in der auch die Griechen, Hebräer und Gothen die Heilige Schrift gehabt hätten. In seinen Predigten richtet er sich gegen alle Unsitte der Zeit, auch gegen die Kleidermoden. Gegen die damals beliebte Buntheit der Farben wendet

⁵¹) D. sacrae paginae, Dr. germanus.

⁵²) Finke in Ztschr. für Gesch. u. Alter., 45, S. 124; 46, S. 201; 47, S. 220. Vgl. Haupt, Realenz., 7, 711 ff.; Landmann, Predigtwesen, S. 28 f.

⁵³) Landmann, S. 28.

⁵⁴) Lindner, Beme, S. 512 u. 602.

⁵⁵) Geffken, Bilderkatechismus, S. 31 f.

er ein: Wenn Gott die vielen Farben der Kleider gewollt hätte, dann hätte er der „Wolle der Schafe so vielerlei Farben gegeben wie den Federn der Vögel“. Besonders ist ihm die Schleppe verhaßt: sie sei offenbar etwas Teufelisches, denn nur die Tiere und der Teufel hätten einen Schwanz. So habe auch einer auf der Schleppe einen Teufel sitzen gesehen. Die Schleppe wird dann *cauda bestialis*, tierischer Schwanz, *thuribolum diaboli*, ein Weihrauchbecken des Teufels, da sie Staub aufwühlt, und eine *scopa platearum*, ein Straßenbesen, der den Straßenkot auflegt, genannt. Daß ihm auch sonst übertriebener Frauenschmuck nicht gefällt, ist zu denken. Zwar erkennt er eine gewisse Berechtigung des Schmucks an, wenn nämlich eine Frau sich dadurch einen ehelichen Gemahl erwerben wolle⁵⁶⁾. Sonst aber spottet er⁵⁷⁾, die Frauen seien durch ihre hohe Frisur *galeatae*, behelmt, durch ihre Schleppe *caudatae*, geschwänzt, durch die Schminke *fucatae*, gefärbt, und mit goldenen Gürteln und Korallen *ornatae*, geschmückt. Aber was weiß solch Mönch von Frauenschönheit oder von Mode!

Es fragt sich, welchen Eindruck diese Predigten machten.

Es dürfte von Interesse sein, was der bekannte Karthäuser Mönch, der aus Westfalen stammende Werner Kolveink, über die Predigt und deren Aufnahme bei seinen Landsleuten sagt. Er entstammte einem größeren Bauernhofs in Laer, Kreis Burgsteinfurt, und war ein begeisterter Lobredner seines westfälischen Heimatlandes. Das hindert ihn nicht, die kirchlichen Zustände in seiner Heimat schwarz zu malen. Es ist dabei freilich zu erwägen, daß Moralpredigten ein sehr zweifelhaftes Material sind, um daraus Einblicke in den Stand der Moral einer Zeit zu gewinnen. Das Pathos von Bußpredigten reißt den Redner gelegentlich zu Behauptungen hin, die der Wirklichkeit nicht entsprechen. Kolveink aber will in seiner Schrift *De regimine rusticorum*, Über die Lage der Bauern⁵⁸⁾, eine erbauliche Schrift (ein *verbum edificationis*)⁵⁹⁾ geben. Er verfällt darum in den Ton jener von uns als urkundliches Material abgelehnten Predigten. Das beweist schon sein Rühmen der „guten alten Zeit“ (*bonus antiquus mundus*)⁶⁰⁾. Er übertreibt auch, wenn er von „täglichen Mahn-

⁵⁶⁾ Landmann, S. 190.

⁵⁷⁾ Geffcken, Bilderkatechismus, S. 97 f.

⁵⁸⁾ Vgl. Jahrbuch des Vereins für westf. Kirchengesch. 1907, S. 68—164.

⁵⁹⁾ Ein *verbum edificationis* (S. 70).

⁶⁰⁾ *Bonus antiquus mundus* (S. 110).

predigten“ (exhortationibus oder sermonibus quotidianis)⁶¹⁾ schreibt, und er muß sich dessen bewußt gewesen sein, geht ihm doch an anderer Stelle der Gottesdienst im canere, nämlich im Singen der Messe, auf⁶²⁾. Man darf darum gewiß Abzüge von der Klage machen, daß die Stellung der Bauern zum kirchlichen Leben eine bedauernswerte sei. Viele meinten, so sagt er⁶³⁾, es sei genug, am Sonntage nicht zu arbeiten. Deshalb bringen sie den Sonntag mit langem Schläfe oder Ballschlägen und anderen Spielen oder gar mit Trinken und Tanzen zu. Oder sie überdenken, was in der Woche zu arbeiten sei, und beschäftigen sich so mit zeitlichen Dingen, als wenn sie hier ewig bleiben könnten. Das aber ist die List des bösen Feindes, daß er das, was zum Heil der Seele dienen soll, zu ihrer Verdammnis verkehrt.

Kolevink mahnt also zum Kirchgehen. Aber wie er es tut, ist wieder bezeichnend. Im Gotteshause betet man mit vielen zusammen. Und wenn nun oftmals das Gebet des einsam Betenden nicht erhört wird, so verdient das gemeinsame Gebet vieler sicher die Erhöhung⁶⁴⁾. In der Kirche weiß der Beter sich dazu im Schutz des Kirchenpatrons, der immer für die ihm Befohlenen eintritt⁶⁵⁾. Darum sollen gottesfürchtige Bauern die kirchlichen Feste fromm feiern, bei der Predigt, soviel immer möglich, zugegen sein, die Fasten beobachten, Beichte und kirchliche Exerzitionen nicht verachten, die Sakramente verehren und den Gottesdienst mehren, daß sie zeitlichen und ewigen Segen Gottes verdienen.

Das sind Kolevinks religiöse Ermahnungen. Man kann nicht sagen, daß sie gerade in die Tiefe gehen. Sie fordern ein äußerlich christliches oder doch kirchliches Leben, wissen aber kaum von einem innerlich religiösen Leben.

Tiefer als der Einfluß der Predigt ist offenbar der der Beichte. Sie ist im Mittelalter das Erziehungsmittel der Kirche gegenüber einem Volke, in dem das sittliche Bewußtsein erst geweckt werden soll. Seit 1215 war sie geboten. Gerade durch dieses Gebot wurde sie ein Rechtsakt: „die Handlung als solche, nicht die Gesinnung war entscheidend“⁶⁶⁾. Die äußere Darstellung drängte sich an Stelle dessen,

⁶¹⁾ exhortationibus oder sermonibus quotidianis (S. 71 u. 155).

⁶²⁾ S. 95.

⁶³⁾ S. 114 f.

⁶⁴⁾ S. 116 f.

⁶⁵⁾ S. 118.

⁶⁶⁾ Hauck, V, 1, 365.

was doch nur als innerlicher Vorgang von Wert sein kann. Auch hier klagt Kolvevink, daß, so schnell der Bauer zu den „Steinen“, d. h. an das Gericht laufe, wenn es sich um ein Stück Vieh handle, so langsam hebe er den Fuß, zur Beichte zu gehen⁶⁷⁾. An die Beichte knüpfte sich dann der immer größere Mißbrauch des Ablass, der zunächst nur ein Ersatz der Kirchenstrafen durch andere freiwillige Leistungen war, dann aber vielfach als ein Loskauf für Geld von der Schuld der Sünde angesehen wurde. Das lag in der Art, wie man vielfach im Namen der Kirche die Bedeutung des Ablass zu erhöhen sich bemühte, wemgleich es an ernstern Warnungen der Bußprediger, wie Berthold von Regensburg, nicht fehlte⁶⁸⁾.

Im Mittelpunkt des priesterlichen Handelns stand die Messe. Die einfache Feier des heiligen Abendmahls wurde zu einem Vorgange, in dem der ganze Kultus gipfelte⁶⁹⁾. Seit dem 13. Jahrhundert kam die Kelchentziehung auf, die doch erst durch das Konzil von Konstanz (1415) kirchliches Gebot wurde.

Der Erfolg der kirchlichen Arbeit für die Frömmigkeit des Volkes.

Die Christianisierung unseres Volkes ging nicht so schnell vor sich, wie es etwa nach Einhard⁷⁰⁾ scheinen könnte. Es war vielmehr ein Jahrhundertende währendender und noch heute nicht zu Ende gekommener Gärungsprozeß, den Karls des Großen Schwertmission einleitete. Aus dem öffentlichen Leben konnte man das Heidentum bald verbannen; aber es hatte noch lange Stätten, wo es dauern konnte, wie schon der Name Heidentum beweist. Es gab auch in unserem Lande außerhalb der menschlichen Ansiedlungen große wüstliegende Heiden, wilde Wälder. Hier spukten, wie man dachte, die zu bösen Geistern gewordenen Götter. Hierhin zogen sich aber auch die zurück, die die scharfen Edikte gegen den Götzendienst scheuten, soweit sie nicht die Heimat völlig geräumt hatten, um bei den nordischen Germanen ihres Glaubens leben zu können und mit ihnen in den Normannenzügen

⁶⁷⁾ S. 139.

⁶⁸⁾ Hauck, V, 1, 367 f.

⁶⁹⁾ Hauck, V, 1, 333 ff.

⁷⁰⁾ Vita Caroli m. S. 32: abjecto daemonum cultu et relictis patriis ceremoniis.

ihre Rache zu suchen. Daher galten die Heidebewohner als Anhänger des alten Glaubens, als „Heidenen“⁷¹).

Zeugen dieser langsamen Christianisierung sind ein Verzeichnis abergläubischer Handlungen und erhaltene Reste von Predigten⁷²). Der äußerliche Gehorsam ließ sich erzwingen, doch unausrottbar blieb im Herzen die alte Scheu⁷³). Und ließ Karl die alten heiligen Haine niederhauen, so haftet an deren Stätte wohl noch heute der Name des heiligen Waldes (Hilligenlo)⁷⁴), oder die Stätte wurde Tummelplatz böser Geister (Externsteine).

So kam es, daß das Heidentum die Trümmer seiner zerfallenen Tempel auf christlichem Boden reichlich zurückließ. Es starb nicht mit einem Schlage ab, sondern ein wenig umgeformt, aber auch wieder umformend, erhielt es sich als irgendwie religiöser Einschlag, vor allem als Aberglaube. Man hat sogar behauptet, es sei durch die Einführung des Christentums im religiösen Empfinden gar kein „Bruch“ eingetreten, es habe sich vielmehr alsbald eine Art von Ausgleich zwischen Christentum und Heidentum vollzogen⁷⁵).

Es kann hier nicht auf die vielfachen Nachklänge eingegangen werden, in denen noch heute die alten Götter fortleben — es sei nur auf die Namen unserer Wochentage hingewiesen. — Aber der tiefste Kern altsächsischer religiöser Vorstellungen ist die ehrfürchtige Scheu, mit der man zu den Furchtbaren aufschaute, die die Lose warfen über der Menschen Geschick. Darum entsprach es nicht der sächsischen Anschauung von der Hoheit der Himmlischen, sie in Mauern einzuschließen oder von ihnen Bilder mit menschlichen Zügen zu machen. Sie waren den Sachsen jenes unergründliche Geheimnis, das allein ehrfurchtsvoller Anbetung sich kundtut⁷⁶). Und doch waren diese Götter, die im Sturm des Wetters, im Rollen des Donners erschreckend und vernichtend dahinfuhren, noch nicht die letzten Schicksalsmächte. Sie waren nur Ausführer eines noch höheren Willens, dem auch sie unterworfen waren, des Willens der „Wurt“. Die Ahnung einer höheren Einheit zieht sich durch alle polytheistischen Religionen.

⁷¹) Althochdeutsch der Heidan, mittelhochdeutsch der Heiden, Mehrzahl die Heidenen.

⁷²) Hauck, Kirchengesch., II, 393: Indiculus superstitionum et paganiarum und die Homilia de praestigiis.

⁷³) Heinr. von Herford, Chron., S. 59: pristina Saxonum superstitio.

⁷⁴) Hilligenlo. Höltscher, Bistum Minden, Zeitschrift 38, S. 105.

⁷⁵) Zoster.

⁷⁶) Tacitus, Germania, Kap. 9.

Die Wurt ist in der nordischen Mythologie die erste der drei Nornen oder Schicksalsfrauen: Wurt (= ward) ist die Vergangenheit, Verdandi (= werdend) die Gegenwart, Skuld (= soll) die Zukunft. Es ist also die Zeit, der alles untertan ist, oder die Macht, die in der Zeit sich auswirkt. In der deutschen Mythologie wissen wir nur von der Wurt. Sie wird im Heliand oft genannt⁷⁷⁾. Sie war die letzte und höchste Instanz, eine fast persönliche Macht. Die christlichen Glaubensboten glaubten richtig zu handeln, wenn sie gegen den Glauben an die Wurt besonders stark auftraten. Daher verscholl dieser Name völlig, und an seine Stelle trat das Neutrum „Schicksal“. Die lateinische Übersetzung fatum wurde in der romanischen Volkssprache zur fata, aus der dann wieder die ins Deutsche übernommene „Fee“ hervorging, die eine Schicksalsfrau, wenn auch zumeist eine freundlich gefinnte, bedeutet.

In der Hand der Wurt liegt also Leben und Glück der Menschen. Im Glauben an sie wurzelt der Fatalismus, der ehemals alles beherrschte und noch heute recht eigentlich Volksglaube ist: „Was kommen soll, kommt doch⁷⁸⁾.“

Übrigens haben wir einen Überrest dieser ehrfurchtsvollen Scheu vor der Übermacht der Götter bis heute bewahrt, den wir nicht entbehren möchten. Tacitus berichtet in der Germania, der ältesten Adelsurkunde unseres Volkes⁷⁹⁾: Die Germanen banden, um zu beten, die Hände mit Seilen zusammen, damit ihre willenlose Ergebung in den Willen der Götter zu bezeugen. Denn ein Gebundener ist willenlos und dem Gutdünken des ihn Bindenden überlassen. Jenes Binden vollziehen wir noch heute, freilich nicht mit Seilen, aber wir binden die eine Hand durch die andere, indem wir sie falten. Jüdischer und christlicher Brauch der ersten Jahrhunderte war, die Hände zum Himmel zu erheben. Das Händefalten wurde von den Germanen her christlicher Brauch.

Zu diesem Schicksalsglauben trat das kirchliche Christentum in bewußten Gegensatz. Es näherte sich einerseits dem Pelagianismus, der jeden zu seines Glückes oder auch Unglückes Schied machte und ihn seine Schuld tragen ließ. Andererseits bildete sich jene neue Mythologie

⁷⁷⁾ z. B. Ausgabe Röne, S. 413.

⁷⁸⁾ Vgl. Gebhard, Bäuerl. Glaubens- und Sittenlehre, S. 60 f.; Das kirchliche Leben in Niedersachsen 1907, S. 542 ff.

⁷⁹⁾ S. 19, Kap. 39.

aus, in der die Heiligen, zumal „die Mutter Gottes“, eine Vermittlung zwischen der unerforschlichen Gottheit und den Menschen übernahmen. Man milderte dadurch den Gegensatz zwischen Himmel und Erde, zwischen dem unnahbaren Geheimnis der Ewigkeit und den sterblichen wie sündigen Menschen. Der Dichter des Lippistoriums, der Lippstädter rector scholarum, Magister Justinus, spricht es in aller Naivität deutlich genug aus⁸⁰⁾ in dem Gebet seines Helden an die Maria:

Zwiefach kannst du Gott rühren: als Tochter nahst du dem Vater,
nahst als Mutter dem Sohn — beides hat sichern Erfolg.

Die Heiligen zeigen als die rechten Nothelfer, wie man dem Spruche der Wurt entrinnen kann. Sie reden auch in dem verborgenen Räte Gottes mit, zugunsten derer, die sich in ihren Schutz befehlen. Sobelinus Person, der Dechant des Bielefelder Stiftes zu St. Marien auf der Neustadt, deutet einmal darauf hin⁸¹⁾: „Im Räte der himmlischen Wächter war schon beschlossen, was auf Erden noch unbekannt war.“

Die Hilfe der Heiligen ist an die Heiligtümer, die ihren Namen tragen, an ihre Bilder und Reliquien geknüpft. Damit konnten die Sachsen sich zunächst nicht befreunden. Sie weigerten sich sogar, die biblischen Wunderberichte zu glauben. Daher bemühte man sich, Wunder vor ihren Augen geschehen zu lassen, die allen Argwohn zerstreuen müßten. Dazu dienten die sogenannten Translationen, die Überführung von Reliquien, zumal aus Frankreich, in das märtyrerlose Sachsen. Man umgab die Translationen mit dem Aufgebot aller in die Augen fallenden Veranstaltungen, geleitete sie in feierlichem Zuge mit Kreuzen und Lichtern, mit Gebeten und Gesängen. Priester in feierlichem Ornat umgaben den Schrein, der den Schatz barg. Unzähliges Volk schloß sich an und strömte zumal dort zusammen, wo der Zug übernachtete. Man hörte von Wundern, die am Orte der letzten Nachtrast geschehen seien; erwartungsvoll fragte man: Werden wir auch ein Wunder erleben? Und Kranke und Krüppel — wie hätten sie nicht darum bitten, darauf hoffen sollen? Eine Wunderatmosphäre umgab den Zug. Schon verkündet ein Priester, daß wieder ein Blinder sehend, ein Lahmer gehend geworden sei.

⁸⁰⁾ Ausgabe Althof S. 55 u. 615 ff.

⁸¹⁾ Processus translat. — Jansen, S. 292.

Es ist durchaus nicht nötig, einfach Betrug anzunehmen. Man denke an die Macht der Suggestion — und ist nicht „das Wunder des Glaubens liebstes Kind“?

In dem einen Jahre 836 kamen die Gebeine des heiligen Vitus nach Korvey und die des heiligen Liborius nach Paderborn, etwas später geschah die Übertragung der heiligen Pusinna nach Herford. —

In der Beschreibung der letzteren findet sich eine sehr ernsthafte Auseinandersetzung über die Möglichkeit der Wunder, die von Reliquien ausgehen. Sicher können die Heiligen, was sie können, nur in der Kraft und im Auftrage Gottes. Sicher sind die Wunder mehr wegen der Ungläubigen als wegen der Gläubigen nötig. Die ersteren sollen gleichsam durch einen fühlbaren Schlag aus ihrem Schlafe erweckt werden. Die Gläubigen aber sollen wissen, daß die Wunder der Heiligen ihre Heiligkeit kundtun, nicht bewirken. Und es gibt berühmte und große Lehrer der Kirche, die niemals Wunder getan haben, wie Hieronymus und Augustinus, und besser als das Erwecken toter Leiber sei das Erwecken toter Seelen. So klingt die Translation S. Pusinnae in eine ernste Mahnung aus.

Der Mindner Domschatz war besonders reich an Reliquien. Sie werden aufgezählt bei Löffler⁸²⁾. Unter ihnen sind drei Glieder aus der Kette, mit der Petrus gefesselt war, aber auch die Reliquien der Maria Magdalena, die bei einem Brande allein unverfehrt blieben und daher in einem kostbaren Gefäß bewahrt wurden. Als der Dekan sich ärgerlich darüber äußerte, daß man „wegen des bißchen Knochens“ solche Ausgabe habe, verfiel er alsbald göttlicher Strafe⁸³⁾. Ebenso verfielen die Mindner Bürger der Strafe Gottes, die bei der Überführung der Reliquien von der „Insel“ ins Mauritzkloster sagten, sie hätten schon genug Totengebeine in der Stadt⁸⁴⁾.

Es sind nicht bloß die Gebeine, die die helfende Gemeinschaft der Heiligen vermitteln. Die Heiligen erscheinen auch persönlich, und zwar im Traume, Weisung zu geben, Hilfe zu bringen. Mit völlig ernstster Miene erzählt Gobelinus Person⁸⁵⁾: Dem an Steinleiden erkrankten Kaiser Heinrich II. erschien, als er in der berühmten Benediktinerabtei Monte Kasino darniederlag, der heilige Benedikt im

⁸²⁾ Geschichtsquellen S. 55, Anm. 1.

⁸³⁾ Löffler S. 53.

⁸⁴⁾ Schlichthaber II, S. 66; Landmann, Predigtwesen, S. 37 u. 172.

⁸⁵⁾ Cosmidromius S. 28.

Traum und legte ihm einen Stein in die Hand. Als der Kaiser erwachte, war er gesund und hatte den Stein in der Hand. Auch die Wunder, die der heilige Liudger in Münster tut, geschehen meist durch Traumerscheinungen des Heiligen⁸⁶). Ein Mann in Münster, der einen Bein-schaden hat, so daß er auf zwei Krücken gehen muß, sieht nachts im Traum einen weißen Mann: es ist der heilige Liudger, der sich mit seinem Bein zu schaffen macht, und — am anderen Morgen ist er geheilt. Aus ganz Westfalen strömen die Kranken nach Mimigardesfort, wie Münster damals noch hieß, und immer ist's ein weißender Traum, der sie auf den Weg bringt. Freilich bei dem kranken Ritter in Minden sind es gute Freunde, die ihm die Hilfe Liudgers zu erlehen anraten. Aber auch so findet er, nachdem er ein Opfergelübde zu dem Heiligen getan, alsbald Hilfe.

Bekannt ist die Bedeutung, die das Nibelungenlied den Träumen beilegt. An allen entscheidenden Punkten im Leben Kriemhilds ist es ein Traum, der die Entscheidung bringt. Es ist klar, für wie bedeutungsvoll die Träume gelten mußten, wenn auch das Volkslied auf sie wichtige Entscheidungen zurückführt.

Es gab doch auch solche, die den Träumen mit Bedenken gegenüberstanden. So erzählt Gobelinus Person, der übrigens die auf Visionen der Nonne Elisabeth von Schönau beruhende Legende von den 11 000 Jungfrauen als Märchen erweist⁸⁷), einen Traum, in dem er ein starkes Gewitter erlebt, das nicht bloß Schloßen von der Größe punischer Äpfel zur Erde schleuderte, sondern auch den Turm des Paderborner Domes zu Boden wirft. Er ist von dem Gesicht so erschüttert, daß er noch im Traum die sieben Bußpsalmen betet. Er wacht, stellt er Betrachtungen darüber an, ob man Träumen trauen dürfe⁸⁸). Er gedenkt an das Sirachwort (34, 1—2): „Unweise Leute betrügen sich selbst mit törichten Hoffnungen, und Narren verlassen sich auf Träume“ und „wer auf Träume hört, der greift nach dem Schatten und will den Wind haschen.“ Aber er gedenkt auch des Gesichtes, das Daniel (10, 12) sah und weiß, daß Gott Geheimnisse offenbaren kann. So schließt er denn auf einen für das Stift Paderborn zu erwartenden Schaden, der auch eintritt. Hier ringt ein verständiger Mann mit der

⁸⁶) Vgl. Libellus Monaster, de miraculis Liudgeri in Wilmans, Additam. S. 104 ff.

⁸⁷) Rettberg, Kirchengesch. I, S. 111 ff.

⁸⁸) Cosmidrom. S. 128 f.

Gewalt des Aberglaubens, aber er unterliegt. Er hat es eben schon zu oft erlebt, daß Gott seinen Kindern wirkliche Offenbarungen auf allerlei Weise gibt, zumal, wo es sich um das Heil der Kirche handelt. So zählt er eine Anzahl göttlicher Weisungen auf, die die schwedische heilige Brigitta in Rom erhielt, durch die die Päpste vermahnt wurden, von Avignon nach Rom zurückzukehren⁸⁹⁾. Auch der Franziskaner Peter von Aragonien wird — nach Gobelin⁹⁰⁾ — solcher Träume und Visionen von Gott gewürdigt. Ebenso hören jene Bäuerelein, die in der Kirche des verlassenen Klosters Böddeken schlafen, nachts im Traum süße Melodien engelischer Geister, die dadurch andeuten, daß jenes Kloster zu neuer Herrlichkeit erstehen soll⁹¹⁾. Er nimmt es auch ernst mit der Vorbereitung auf solche nächtliche Eingebung Gottes. Er hatte zusammen mit einem Priester eine Wallfahrt nach dem heiligen Land gelobt, wenn Gott ihm einen dringenden Wunsch erfüllte. Der Wunsch wird erfüllt: es handelt sich um die Reformation des Klosters Böddeken. Nun wird aber sein Daheimbleiben und seine Mitarbeit an diesem Werk von ihm als sittliche Pflicht gefordert. In diesem Widerspruch weiß er nicht, was tun. Daher erbittet er Gottes Rat⁹²⁾. Er bittet vor dem Schlafengehen auf den Knien: „Erbarme dich mein, Gott, nach deiner großen Barmherzigkeit“, dann legt er das Buch über das Sterben des heiligen Hieronymus unter sein Haupt, damit durch die Fürbitte des Heiligen der Teufel verscheucht werde und Gott ihm durch besondere Offenbarung anzeige, was er tun solle. Das ihm gewordene Traumbild deutet er auf sein Bleiben, was auch wohl seines Herzens geheimer Wunsch war⁹³⁾. Solchem Traume verdankte auch der Bischof Volkwin von Minden († 1293) die Wiedererlangung des Augenlichts⁹⁴⁾.

Noch ein drittes Mittel der Kundgebung besitzen die Himmlischen: sie erscheinen sichtbar für die irdischen Augen in verkörperter Gestalt. Von der „Vision“ weiß noch heute in Herford jedermann. Die Chronisten aber, auch die Schreiber des 18. Jahrhunderts, wie der wackere Pfarrer von Jöllenbeck, Hagedorn, können nicht Worte genug finden, wenn sie davon schreiben, so sehr sie immer ihre protestantische

⁸⁹⁾ Cosmidrom. S. 71.

⁹⁰⁾ Cosmidrom. S. 74.

⁹¹⁾ Processes translät. S. 231.

⁹²⁾ Processus S. 238.

⁹³⁾ Vgl. dazu die Vorrede zum Cosmidr. von Janfen p. XIX.

⁹⁴⁾ Schroeder, Chronik, S. 183 f. Vgl. Vöfler, Geschichtsqu., S. 58 u. 68.

Einstellung betonen mögen. Diese Betonung dürfte allerdings kaum nötig sein, „denn diese Wundergeschichte verdunkelt wirklich“, wie Hagedorn⁹⁵⁾ sagt, „fast alle Seltenheiten des ravensbergischen Landes“. Die mittelalterlichen Chroniken sind erst recht voll bewundernden Staunens. Auch Gobelinus Person⁹⁶⁾ spricht davon. Hier soll das Ereignis nach der von Wilmans⁹⁷⁾ veröffentlichten ältesten Aufzeichnung gegeben werden. Ein von Hunger entkräfteter und nur notdürftig bekleideter Jüngling geht am Tage der heiligen Märtyrer Gervasius und Protasius (13. Juni) nach Herford, um die bekannte Wohltätigkeit der dortigen Stiftsfrauen um Hilfe anzuflehen. Mitten in dem dichten und dunklen Walde, durch den er geht, umleuchtet ihn plötzlich ein Licht vom Himmel, heller als die Sonne, von dem zugleich ein wunderbar lieblicher Geruch ausgeht. Er fällt erschüttert zu Boden. Aber die Frauengestalt, die mitten in diesem Lichte steht, berührt ihn mit der Hand, nennt ihn bei seinem Namen und redet ihn an: Warum fragst du nicht, wer ich bin, oder weshalb ich dir erscheine? Zitternd antwortet der Jüngling, er wage es nicht. Darauf gibt sie sich ihm als „die Mutter Gottes“ zu erkennen und trägt ihm auf, der Abtissin in Herford ihre Mahnung zu überbringen, nicht bloß für den äußeren Bau des Stiftes, sondern auch für die innere Erbauung der Nonnen Sorge zu tragen. Außerdem aber solle sie an dieser Stätte der Heiligen ein Gotteshaus bauen, daß, wer sie hier suche, sie auch finde und die Erhörung seines Gebetes davontrage. Als er ein Zeichen erbittet, das ihn als Boten der Gottesmutter beglaubige, wird ihm die Bitte gewährt: das solle das Zeichen sein, daß ihm auch nicht das leiseste Ungemach wegen dieser Botschaft widerfahren werde. Aber die Erscheinung gebietet ihm auch, einen Stab in Kreuzform da, wo jetzt ihre Füße ständen, in den Boden zu stoßen; auf diesem Kreuze werde sie als Taube erscheinen.

Darauf verschwindet sie. Er aber kriecht auf den Knien nach der Stelle, wo die Heilige stand, und bezeichnet sie mit dem Stabe. Voll Staunen über die wunderbare Botschaft läßt die Abtissin sie sich wiederholt von der Pförtnerin erzählen, schreitet dann aber selbst an die Pforte des Münsters, wo der Bote der Gottesmutter ihr guten Tag

⁹⁵⁾ Kirchengesch. von Herford, 1747, S. 20 ff. Vgl. dazu Sander, Stiftsberg, S. 44.

⁹⁶⁾ Cosmidr. S. 30.

⁹⁷⁾ Additamenta S. 100 ff.

Tag wünscht (bonam ei diem optans) und seine Botschaft ausrichtet. Der Konvent der Schwestern wird berufen, über dem Unerhörten zu beraten; man fragt Priester und erfahrene Männer, was hier zu tun sei. Man fastet und betet und beschließt dann, den Boten der Feuerprobe mit glühendem Eisen zu unterziehen: das Feuer vermag ihm nicht zu schaden; er wird ins Wasser geworfen, aber er versinkt nicht⁹⁸). Nun geht man zu dem Kreuzstabe und sieht die Taube darauf sitzen: die Sache ist entschieden! Man baut der Gottesmutter hier ein Heiligtum und nennt es „Zum Kreuze“ (ad crucem), das — setzt der Berichterstatter hinzu — „bis heute“ durch die Wunder, die in ihm geschehen, berühmt ist.

Ähnliches erlebte ein frommer Bauer im Stift Levern: Nachts erscheint ihm Maria und befiehlt ihm, sofort in die Kirche zu gehen und dort eine Messe zu lesen. Aber er kann überhaupt nicht lesen. Als er nun vor dem Altar steht, findet er, daß ihm, seinen Gehorsam zu lohnen, die Kunst des Lesens geschenkt ist. Er wird Priester und schenkt Haus und Hof dem Stifte. „Dieser Hof ist der Schulthenhof und wird jetzt Grotehus genannt⁹⁹).“

Ein anderer Bauer aus Levern¹⁰⁰), der in der Nacht nach Lübecke ging, sieht auf dem Wege einen würdigen Greis, der eine große Fahne, wie man sie im Mindenschen Dome hatte, trägt, und schließt daraus auf einen großen Sieg der Mindner in einer Fehde, die gerade entbrannt ist. Der Sieg wird glücklich errungen (im Jahre 1348).

Es ist nicht wunderbar, daß angesichts solcher Erzählungen der Zug zum Visionären mächtig anschwellt. Hauck¹⁰¹) weist auf das Krankhafte in ihm hin, das zumal bei ekstatischen Frauen auch nicht zu leugnen ist. Andererseits tritt in manchen Visionen aber auch ein erzieherischer Ernst zutage, der nicht geleugnet werden kann. Heinrich von Herford deutet eine solche an¹⁰²). Ein Bischof von Minden, Detmar (1185—1206) erkannte diesen Zweck und folgte der Mahnung¹⁰³). Er hatte sich des Verdienstes gefreut, das er vor Gott sich erworben habe. Da wird ihm durch eine Vision die Botschaft, er stehe

⁹⁸) Bei der Wasserprobe der späteren Hegen ist gerade der Versinkende unschuldig.

⁹⁹) Pöffler, *Geschichtsquellen*, S. 172.

¹⁰⁰) Schroeder, *Chronik*, S. 259, Anm.

¹⁰¹) *Kirchengesch.* V, 1, 382.

¹⁰²) *Chronik* S. 238 f.

¹⁰³) Pöffler, *Geschichtsquellen*, S. 168.

doch nur dem Viehhirten in Düttesen (Dützen) gleich. Der Bischof läßt sich sagen, gewinnt den Hirten, den er als rechtes Gotteskind erkennt, lieb und begräbt, als er stirbt, seinen Leichnam im Dome. Gott aber lohnt ihm seine Demut, indem er ihn das Wunder von der Hochzeit zu Kana erleben läßt.

Und nun saß im Zisterzienserkloster Heisterbach, in einem lieblichen Tale des Siebengebirges am Rhein, der Mönch Caesarius, der fleißige Novizenmeister seines Klosters, und schrieb seinen *Dialogus miraculorum*, ein zweibändiges Werk¹⁰⁴), in dem er alle Wundererzählungen zu Nutz und Frommen seiner Schüler sammelte, die zu seinen Ohren kamen. Er vergaß auch nicht, seine Gewährsmänner zu nennen, denen er die Geschichten verdankte, nebst den Orten, wo sie geschehen sein sollten. Daher finden wir hier mancherlei, das sich auf Minden=Ravensberg bezieht. Das Ganze aber breitet vor dem Auge die bunte Wunderwelt aus, die in den Gedanken mittelalterlicher Menschen lebte. Die obere Welt mit ihren Heiligen ragt durchaus lebendig und leibhaftig in diese Welt, man braucht nur ein wenig den Schleier zu lüften, dann sieht man das Heer der Himmlischen allezeit geschäftig, den Guten zum Lohne — denn immer handelt es sich um verdienten Lohn — den Bösen zur Strafe. Aber Caesarius gibt außerdem Kenntniss kirchlicher Sitten und Zustände, auch unseres Landes, die überaus wertvoll ist. Er ist kein einsamer Mönch, steht vielmehr in seinem Heisterbach in einem Mittelpunkte seines Ordens, wo die Ordensbrüder aus allen möglichen Gegenden sich einfanden. Treuherzig erzählt er, was er hört. Einer seiner Gewährsmänner ist der Mönch Adam aus dem Bruderkloster zu Lokkum, dem die Stifter Levern und Segenstal zur Leitung anvertraut sind. Eine kleine, naive Schülergeschichte, die dem Mönch Adam selbst geschehen ist, sei ihm zu Ehren hier wiedererzählt¹⁰⁵). Er war in Münster geboren und besuchte dort die Domschule. Der Schulweg führte ihn täglich an der Liebfrauen=(Überwasser=)Kirche vorüber. Er geht aber nie vorüber, ohne hineinzutreten und der Maria seinen demütigen Gruß darzubringen. Eines Morgens, es ist noch früh und dunkel, findet er die Kirche voll hellen Glanzes: eine lichte Frauengestalt steht vor dem Altar, umgeben von sechs Engelsgestalten, und aller Lichtglanz geht von ihr aus. Sie ruft ihn und er sinkt auf die Knie vor ihr. Nun aber hat er Ausschlag

¹⁰⁴) Herausgegeben von Strange, Köln, 1851.

¹⁰⁵) *Dialogus* II, 33.

auf dem Kopfe, der aller Kunst der Ärzte spottet. Die Mutter Gottes legt ihm die Hand auf das Haupt, und er ist geheilt.

Es gab doch auch Zweifelnde. Das Wunder der Brotverwandlung im heiligen Abendmahle gab hier und da Anstoß. Aber die Widerlegung dieses Zweifels ist einfach. Wie die Sage von Wittekind erzählt, daß er durch das Auftun seiner Augen von der Wirklichkeit dieses Wunders überzeugt sei, so erlebten Ähnliches Priester, die gleichfalls zweifelten. Ein Priester auf der Wittekindburg bei Minden sieht ausgesprochenes Fleisch in der Hostie, und ein Priester in Wunstorf sieht wirkliches Blut im Kelche¹⁰⁶). Da kann es nicht auffallen, daß der Glaube an „blutende Hostien“ aufkam. Ein Mindener Kanonikus rettet eine solche Hostie bei der Eroberung der Burg Hausberge¹⁰⁷). Sie wird anerkannt wie die von Wilsnack, damals berühmt in allen Landen; ein ungeheurer Zustrom von Wallfahrern entsteht. Auch der Kaplan von Quernheim kommt mit der Priorissa und allen Stiftsjungfern. Zuletzt stellt sich doch alles als Betrug heraus. Aber der Glaube an blutende Hostien ging wie eine Epidemie durch alle Lande¹⁰⁸). Auch durch das unsere. Die Chronik von Mauritius und Simeon¹⁰⁹) erzählt, daß ein ungeheurer Brand, der ganz Minden zu vernichten drohte, alsbald erlischt, als das Sakrament herzugetragen wird¹¹⁰). Auch später weiß der mindische lutherische Superintendent Jul. Schmidt von allerlei Mitteln, den Brand zu löschen, wenn auch nicht von diesem¹¹¹): „man sagt von Juden, daß sie das Feuer besprechen. oder Mittel hineinwerfen, die es ersticken. Wären diese Mittel natürlich und nicht wider Gott, so wären sie nicht zu verwerfen“; aber er hat dann doch Sorge, daß man solches mit Hilfe des Teufels verrichte. Hier zeigt sich die nahe Berührung des mittelalterlichen Glaubens mit späterem Aberglauben.

Wie man diesen Glauben für eigennützige Zwecke ausbeutete, zeigt folgende Erzählung.

Ein beliebtes Ziel für Wallfahrten war der Wunderbrunnen zu Blomberg im Lippischen. Damit hatte es folgende Bewandnis¹¹²):

¹⁰⁶) Cäsarius, Dial. II, S. 170 u. 179.

¹⁰⁷) um 1390: Pöfifer, Geschichtsquellen, S. 213.

¹⁰⁸) Culemann, Mind. Gesch. III, S. 36 ff. i. J. 1451.

¹⁰⁹) Herausgegeben von Grottefend, S. 25.

¹¹⁰) Vgl. Schroeder S. 284.

¹¹¹) Feuerflammen S. 95.

¹¹²) Lipp. Reg. III, Nr. 2240; Piderit, lipp. Chronik, S. 592.

Eine Frau Adelheid fragt ihre Nachbarin, wie sie es doch anfangs, daß ihr alles im Leben glücke. Sie erhält die Antwort, das mache, daß sie einen Gott im Kasten habe. Das Weib versteht die Antwort falsch und stiehlt aus der Kirche eine Anzahl Hostien, die sie daheim in einen Kasten legt, nunmehr das Glück erwartend. Aber der Teufel, der an aller Untat seine Freude hat, richtet im Hause allerlei Ungestüm an. Der Frau wird angst und bange. Sie wirft die Hostien in ihren Brunnen, kann sie aber trotz aller Mühe nicht zum Sinken bringen. Auch die Nachbarn wittern Unrat. Der Verlust der Hostien ist längst gemerkt. Die Untersuchung beginnt, die Folter tut das Ihrige. Man verurteilt das Weib zum Feuertode. Als dem Urteil nicht sofort die Ausführung folgt, bricht ein furchtbares Wetter über Blomberg herein, unter dessen Schrecken das Weib zum Scheiterhaufen geführt wird.

Um den Brunnen hat der Teufel allerdings weiter sein Spiel, Gott aber gibt ihm eine sonderliche Kraft, daß sein Wasser Krankheiten heilt, Blinde sehend, Lahme gehend macht, „und ist fast kein Mangel oder Gebrechen, so das Wasser nicht hätte heilen können“. Es stellt sich alsbald ein gewaltiger Zulauf von Volk „aus allerlei Nationen“ ein: „aus allen Landen“ kommen Haufen von Gebrechlichen, alle finden Heilung und bringen reiche Dankopfer. Das Stift Möllenbeck an der Weser (gegründet 896, es war ein Stift von Regularkanonikern¹¹³), wird aufmerksam und errichtet mit Hilfe des lippischen Grafen Bernhard, der seinen Sitz in Blomberg hatte, hier ein neues Kloster. Man sendet Sammelboten je zwei und zwei nicht blos durch ganz Deutschland, sondern bis nach England, Spanien, Italien und beginnt 1469 den Bau eines schönen Klosters, dem fortan die Gaben der Pilger zufallen. Aber auch Stadt und Land haben daran teil.

Ah, die Stadt war in der Soester Fehde (1447) von den hussitischen Hilfsscharen des Erzbischofs Dietrich von Köln ausgeplündert und verbrannt, und lag größtenteils noch in Ruinen. Nun fand man vollen Ersatz und pries Gottes Güte. So stark aber befestigte sich der Glaube an den wundertätigen Brunnen, daß noch 100 Jahre später, als Fürst und Land längst evangelisch waren, Graf Simon VI. das Wasser gegen Krankheit gebrauchte¹¹⁴).

Denoch gab es von Anfang an Leute, die diesem Wunderbrunnen

¹¹³) Chronik von St. Mauritz, S. 20.

¹¹⁴) Falkmann, Ernste und heitere Bilder, 1880, S. 15.

miftrauten, wie Werner Rolevink berichtet¹¹⁵). Er selbst zwar stimmt diesen Zweiflern nicht ganz zu, aber auch ihm merkt man einen gewissen Zweifel ab, wenn er sagt: „Es tut nichts, wenn in solchen Dingen einmal ein Irrtum vorfällt, die nicht zu den wesentlichen Glaubensartikeln gehören“ und beruft sich auf das Wort des heiligen Hieronymus: „Ich verdamme den Irrtum nicht, der aus dem Haß gegen die Juden und aus frommem Glauben hervorgeht, weil auch die angesehensten Lehrer in solchen Dingen irren. So lange also das Volk es tut in der frommen Absicht, den einzig wahren Gott und Jesum Christum und seine Heiligen zu ehren, muß man es gewähren lassen.“ Anders urteilte Nicolaus von Cusa, der als Legat des Papstes 1451 in unser Land kam und diese Hostienwunder als Schwindel verwarf¹¹⁶).

Aber besonderen Erfolg hatte er nicht. Von weit her strömten die Wallfahrer nach Orten, wo eine wundertätige Hostie oder sonst ein Gnadenbild das Erleben eines Wunders, vor allem Heilung einer Krankheit verhieß. Man achtete keine Warnung, man ließ sich durch die Mühseligkeit einer Reise oder den Zustand der Wege nicht hindern.

Auch in Minden-Ravensberg gab es Wallfahrtsorte, zu denen man gern pilgerte. Herford¹¹⁷) war mit seiner Marienkirche ein solches Ziel wie Enger mit Wittekind's Grabstätte, oder Wallenbrück und Steinhagen mit wundertätigen Marienbildern; es werden auch Pilger zum Wittekind'sberge erwähnt¹¹⁸). So zog es auch viele nach dem im Jahre 1232 gegründeten Nonnenkloster Kulle im Osnabrück'schen. Kinderreime im Ravensberg'schen reden noch heute davon¹¹⁹). Auch Aachenfahrer werden erwähnt¹²⁰). Die Jakobikirche in Herford (Radewig) ist Zeuge, daß man bis nach Spanien zog, die Gebeine des Apostels Jacobus (di Compostella), zu verehren¹²¹). Prediger, wie Hollen ließen es an ernststen Warnungen gegen alle Ausschreitungen, wie sie vorkommen mochten, nicht fehlen¹²²).

Dennoch konnte es nicht ausbleiben, daß gegenüber einem solchen kraffen Glauben, den man getrost Aberglauben nennen mag, sich ab-

¹¹⁵) De laude S. 598 f.

¹¹⁶) Schroeder S. 367, Anm.

¹¹⁷) Sagedorn II, S. 177.

¹¹⁸) Lüffler S. 210.

¹¹⁹) Osnabrücker Mitteil. I, 1848, S. 269; Hartmann, Wanderungen, S. 45.

¹²⁰) Lüffler S. 79.

¹²¹) Sagedorn I, 37.

¹²²) Landmann, Predigtwesen, S. 172 ff.

weichende Stimmen geltend machten. Seit dem Untergang der Hohenstaufen hört man auch in Deutschland von Kegern. Sie standen dogmatisch auf demselben Boden wie die Kirche, lehnten aber alles Kirchliche ab, das sich nicht als biblisch ausweisen konnte, wie die Brotverwandlung, auch die Kindertaufe. Die mancherlei Mißstände im Klerus mochten mitwirken. So stellten sie ihre Gemeinden als die Kirche Christi der katholischen Kirche gegenüber. Neben den bekannten Waldensern und Katharern, von denen wir in unserem Lande keine Spuren finden, gab es „willige Arme“, Stille im Lande, die, ohne zu Gemeinden organisiert zu sein, dennoch miteinander zusammenhängen und eine Art von unsichtbarer Kirche bildeten. Neben ihnen gab es stolze Geister, die auf eigene Hand die Gemeinschaft mit dem Göttlichen suchten. „Wenn die Waldenser und diese Stillen Zeugen dessen waren, daß es Christentum auch ohne die Kirche gibt, so verkündeten jene, daß man Gott finden kann, auch ohne Christ zu sein“¹²³). Caesarius weiß freilich von diesen Kegern viel Schändliches zu erzählen, das Verleumdung jenen nachsagte¹²⁴). Er weiß auch von jenem Kreuzzug gegen die Albigenser in Frankreich. Als man deren Stadt stürmen will, in der auch Katholiken wohnten, fragen die Soldaten den Abt, der das Kreuzheer führt, wie man die Keger erkennen könne. Er antwortete: „Schlagt sie alle tot, der Herr kennt die Seinen“¹²⁵).

Es konnte nicht fehlen, daß diese „Stillen“ lebendige Prediger waren, aber es gab auch sonst ernste Prediger, zumal bei den Bettelmönchen. Und es gab die Beichte, die, sie mochte noch so äußerlich gehandhabt werden, eine gewisse Erkenntnis der Sünde wach erhielt. Und es gab den Tod. Die Macht des Todes predigte auch in ruhigen Zeiten die Vergänglichkeit alles menschlichen Wesens. Wie aber war es erst in Pestzeiten! Dann rüttelte die Todesangst auch die Sichersten auf und trieb sie zu unerhörtesten Bußübungen. Als die Pest um 1350 verheerend durch Deutschland zog, erhebt sich allerorten das Volk. Wohl nennt Heinrich von Herford sie eine gens sine capite, ein Volk ohne Verstand¹²⁶), aber sie hatten ungeheuern Zulauf. Bekannt sind sie unter dem Namen der Flagellanten oder Geißler. Der Name wurde ihnen von der Selbstgeißlung, die sie übten.

¹²³) Hauck, Kirchengesch. V, 1, 415.

¹²⁴) Dialog. I, S. 307.

¹²⁵) Cäsarius I, S. 300.

¹²⁶) Chronik S. 280 f. u. Vöfler, Geschichtsquellen, S. 203.

Die mittelalterliche Geißlerbewegung reicht mit ihren Wurzeln bis in die ferne Zeit des römischen Strafrechts, aus dem die körperliche Geißelung in kirchlichen Gebrauch übernommen wurde. Auch Kaiser und Könige haben sich der Geißelung für grobe Verstöße unterzogen. Es kam dann im asketischen Eifer italienischer Eremiten die Selbstgeißelung auf, die man bald wie eine Art von asketischem Sport betrieb, zumal in Kreisen, in denen die Bettelmönche Einfluß hatten. Wie es scheint, hielten die Brüder vom gemeinsamen Leben sich fern davon. Eine seltsame Blüte dieser Anschauung sind die Geißlerfahrten, in denen Massen von büßenden Menschen durch das Land zogen. Die erste derartige Geißelfahrt war die des Jahres 1260. Sie hängt wohl zusammen mit dem das Volksleben zerrüttenden Kampfe zwischen Kaisertum und Papsttum, wie mit der von den Bettelorden ausgehenden religiösen Erregung und chiliastischen Erwartungen sowie dem Auftreten der Pest. Doch scheint die Erregung nicht bis nach Niederdeutschland gekommen zu sein. Das war anders bei der späteren Geißlerfahrt von 1349. Wieder wüthet die Pest in ihrer erschütterndsten Art als der „schwarze Tod“ im Lande; wieder erfüllen apokalyptische Prophezeiungen die Gemüther. Man erwartet als unmittelbar bevorstehend das Wiedererscheinen des Kaisers Friedrich II., der ein vernichtendes Strafgericht über das entartete Papsttum halten, Kirche und Staat reformieren und den Unterschied von arm und reich beseitigen werde. Das Geißlertum glaubt dem kommenden Gericht den Weg frei machen und vor allem dem Klerus seinen Untergang ankündigen zu müssen. Man weist auch Briefe des Herrn der Christenheit, nämlich des Herrn Christus, vor, die vom Himmel gefallen sein sollen, in denen Papst und Geistlichkeit ihrer Ämter und Würden entkleidet und abgesetzt werden. Die Geißlerbuße tritt an die Stelle aller kirchlichen Wirksamkeit. Es ist eine große antiklerikale Bewegung, die alles mitreißt.

Sie wird auch in Westfalen bezeugt, und Heinrich von Herford ist Zeuge dafür. Er spricht ausführlich über sie¹²⁷⁾. Aus allen Theilen Deutschlands erheben sie sich im Jahre 1349. Sie nennen sich Kreuzträger, weil sie ein Kreuz vor sich hertragen, und weil sie auf ihren Kleidern das Zeichen des Kreuzes aufgenäht tragen. Die Geißel, mit der sie ihre Selbstkasteiung vollziehen, besteht aus einem Stock mit drei Riemen, in die spitze Eisenstücke geflochten sind. „Ich habe ge-

¹²⁷⁾ S. 280 ff.

sehen“ — beruft sich Heinrich von Herford auf seine Augenzeugenschaft —, „daß sie sich diese Nadeln so tief in den Körper schlugen, daß nicht bloß das Blut spritzte, sondern daß sie auch nicht mit einem Rucke wieder aus dem Körper entfernt werden konnten.“ In Städte ziehen sie ein in feierlichem Zuge, das Kreuz voran, den Blick gesenkt, mit frommem Gesang und süßen Weisen (cum cantu devoto dulcique melodia). Wackernagel hat ein Lied der Geißler mitgeteilt¹²⁸⁾. Aus Dortmund wird uns der Anfang eines Liedes berichtet¹²⁹⁾:

Nu holdet up juwe Hände,
dat Got dat Sterwen wende;
strecket up juwe Arme,
dat Got sikk over ju erbarme.

Kommen sie in ihren Liedern an eine Stelle, die des Leidens Christi gedenkt, werfen sie sich zur Erde in Form des Kreuzes und beten. Wiederum versichert Heinrich von Herford, daß „man ein Herz von Stein haben müßte, um das ohne Tränen zu sehen“.

Es sind ehrbare, ansehnliche Männer unter ihnen, auch höhere Geistliche. Sie betteln nirgends, wohin sie auch kommen, um Brot oder sonstige Gastfreundschaft, nehmen aber angebotene Speise dankbar an.

Dennoch ist Heinrich von Herford nicht ohne Kritik¹³⁰⁾. Mögen sie manches Gute haben, so wächst doch, warnt er, „Lolch und Klette mit dem Weizen“. Das Predigtamt nehmen sie für sich allein in Anspruch. Von Mönchen, Klerikern und den Sakramenten der Kirche halten sie nichts. Sie haben gar zwei Predigermönche, die ihnen Vorhaltungen machten, tätlich angegriffen und den einen erschlagen. Der Berufung auf den kirchlichen Auftrag, der ihnen fehle, halten sie gegenüber den Auftrag, den sie von Gott unmittelbar haben, wie geschrieben steht Jesaias 48, 16: Der Herr hat mich gesandt.

Heinrich stimmt darin zusammen mit Lewold von Northoff¹³¹⁾: „Anno Domini 1349 is ein groit Sterff geweest. Im sulfften Jair is eine Sekt geweest, de by groten Hoepen dorch de Werk gelopen und sich gegeißelt; dair summige guder inniger Meinunge met weren, dann vele uit Gefinsicheit und angenommen Miracule to doin und andre vele wunderliche Dinge. Darumb syn se van der hilligen Kercken nicht

¹²⁸⁾ Das deutsche Kirchenlied, Nachträge, S. 608.

¹²⁹⁾ Dortm. Beiträge XVIII, S. 96, Anm. 1.

¹³⁰⁾ Chronik S. 280.

¹³¹⁾ Chronik der Grafen von der Mark in Seibertz, Quellen I, S. 37 f.

lenger geleben¹³²⁾." Daß die Geißler in Westfalen gewesen, bezeugt ausdrücklich Detmar Mülher¹³³⁾. In der Diözese Osnabrück hat man sie allerdings nicht gelitten, obwohl die Frauen darüber höchst ungehalten waren^{133a)}. Der Schulrektor in Münster, Gerhard von Koesfeld, aber wahrte sich, als ganz Westfalen von der Bewegung ergriffen war, ein kühles Urteil. Er schrieb 1349 einen Traktat de flagellariis, führt ihre Entstehung auf astronomische Gründe zurück und weist haarscharf nach, daß alle ihre Extravaganzen durch die Sternbilder hervorgerufen seien, indem er deren Einflüsse aus ihren lateinischen Götternamen ableitet! Damit erweist er seine wissenschaftliche Einstellung!

Ob diese gelehrte Beschwörung dazu beitrug — jedenfalls verschwinden die Geißler so schnell, wie sie gekommen sind, gleich nächtlichen Gespenstern, so daß Heinrich von Herford an das Horazische Wort denkt¹³⁴⁾: Nocturnos lemures portentaque Thessala rides? Du lachst der nächtlichen Gespenster und des abergläubischen Spuks?

Diese religiöse Erregung hatte eine weitere Folge: sie wandte sich gegen die Juden. Zu den Juden nahm man in verschiedenen Zeiten verschieden Stellung. Ludwig der Fromme nahm sie in Schutz, gewährte ihnen freien Handel, sogar mit christlichen Sklaven. Ihnen zuliebe verlegte er die Wochenmärkte vom Sabbat auf den Sonntag. Sie bekämpften oft offen das Christentum und machten viele Christen wankend im Glauben. Manche, sogar Geistliche, traten zum Judentum über. Noch im Jahre 1090 bestätigte der Bischof Rüdiger von Speier die ihnen vom Kaiser Ludwig gegebenen Vorrechte¹³⁵⁾. Man beschuldigte die Juden, daß sie die Brunnen vergiftet und damit den Ausbruch der Pest hervorgerufen hätten. Heinrich von Herford sagt zu dieser Beschuldigung ein einfaches¹³⁶⁾: quod verum esse non credo, ich glaube es nicht. Freilich das sprungweise Auftreten der Pest, die wie im Schachspiel manche Gegenden überspringe, schein darauf hinzudeuten. Ihm erscheint als Grund der Verfolgung der Neid auf die Reichtümer der Juden. Es ergehe ihnen wie den Templern, die unter

¹³²⁾ Vgl. Ausgabe der Chronik, herausgegeben von Troß, Hamm 1859, S. 202 u. 203. Vgl. Dortmunder Beiträge 18, S. 95 f.

¹³³⁾ Seibert, Quellen I, S. 334.

^{133 a)} Heinr. v. Herf. S. 282.

¹³⁴⁾ S. 282.

¹³⁵⁾ Grupp, Kulturgesch. II, S. 126 f. u. 287; vgl. Cäsarius v. Heisterbach.

¹³⁶⁾ S. 280.

dem König Philipp dem Schönen von Frankreich vernichtet und als Kezer auf Grund erzwungener Geständnisse verbrannt wurden. Also ihr Reichthum sei die Ursache der Verfolgung — quod verum esse credo, was auch ich glaube. Heinrich schildert dann die Standhaftigkeit der Juden gegenüber dem Tode, fügt aber hinzu: Lange verlorene Kleinodien kamen da wieder ans Tageslicht. Freilich zweifelt Lewold von Northoff, ob sie auch wieder an die rechten Herren gekommen seien¹³⁷⁾.

Die Lübbecker aber schrieben an ihre Kirche, die sie 1350 ansehnlich erweiterten, das Wort: Anno jubilai MCCCL, quo pestis erat, flagellati ibant, Judaei occidebantur, amplificata est haec ecclesia, im Jahre des Heils 1350, als die Pest wütete, die Geißler kamen und die Juden getötet wurden, ist diese Kirche erweitert¹³⁸⁾.

Wie man immer die mittelalterliche Frömmigkeit einschätzen mag: es ist gezeigt worden, daß sie sehr verschiedenartige Erscheinungen bietet — anzuerkennen bleibt immer das Große und Gute, das wahrhaft Christliche, das in ihr neben allerlei Überspanntheiten und ungesundem Wesen fortwirkt.

Davon aber können wir eine Ahnung bekommen, wenn wir einen Blick auf die Kunst jener Zeit werfen, deren überzeugende Überreste wir noch in unserem Lande, vor allem in unseren Kirchen haben. Natürlich steht die westfälische Kunst in engstem Zusammenhange mit der deutschen Kunst überhaupt, an deren Werden und Vergehen sie voll beteiligt ist. Auch hier haben wir jene altchristlichen Basiliken. Der romanische, der gotische Stil haben ihre Spuren hinterlassen. Aber hier zeigt sich bei allem Gemeinsamen eine besondere Schattierung, eine Eigenart, die eben westfälische Art ist. „Die westfälische Baukunst hat zu allen Zeiten“ — so sagt ein neuerer Kunsthistoriker¹³⁹⁾ — „in allem Wechsel der äußeren Stilformen eine bestimmte Grundform festgehalten. Nicht immer anmutig, war sie stets ernst und männlich, oft bleibt sie in den Grenzen hausbackener Tüchtigkeit. Nur im 13. Jahrhundert hat sie sich zu freierem und in einzelnen Fällen hohem Schwunge erhoben. Die Westfalen sind Fanatiker der Solidität.“ An dieser westfälischen Art nimmt auch Minden-Ravensberg teil. Wer das

¹³⁷⁾ Seiberz, Quellen I, S. 38.

¹³⁸⁾ Schlichthaber, Mindische Kirchengesch. IV, S. 27 u 259 die von Schlichthaber angegebenen Jahreszahlen widersprechen sich: die drei Tafeln geschahen 1350 und nicht 1250.

¹³⁹⁾ Dehio II, S. 274.

sehen will, der gehe in die alten kirchlichen Mittelpunkte unseres Landes, nach Minden, um den Dom, und nach Herford, um das Münster auf sich wirken zu lassen.

Wir haben noch Spuren des romanischen Stils. Der Name ist um 1820 von einem französischen Gelehrten erfunden¹⁴⁰⁾. Dieser Stil ist trotz seines Namens mehr deutsch als romanisch. Die massigen Mauern mit ihren kleinen Fenstern und dem Rundbogen an ihren Portalen lassen die Bauten wie Burgen erscheinen, von denen aus die Kirche wider das Heidentum streitet. Und dieser Stil führt das Querschiff ein, so daß der Grundriß ein Kreuz ergibt, und den Turm für die Glocken.

Dem romanischen folgt der Übergangsstil. Seine Zeit rechnet man vom Tode Friedrich Barbarossas bis zum Untergang des staufischen Kaisertums — einen Zeitraum von einem halben Jahrhundert, nicht länger; aber es ist der unvergleichlich reichste Zeitraum in der deutschen Kunst¹⁴¹⁾. Ein erhöhter Lebensschwung, wie nie zuvor, braust durch die Nation und reißt die Kunst mit sich fort. Es ist die Zeit, wo die ritterlichen Dienstmannen zum Adel werden, die deutschen Städte entstehen, die deutsche Besiedlung jenseits der Elbe bis nach Preußen einsetzt; auch die deutsche Sprache wird lebendig, deren Bannerträger Dichter und Denker sind. Ein frohes Nationalgefühl hebt jede deutsche Brust.

Davon lebt etwas auch in der Baukunst. Man ist im Übergang zum gotischen Stil. Diese Bezeichnung sollte ein Spottname sein und bedeutete für den Erfinder — es soll der italienische Maler Raphael gewesen sein — dasselbe wie barbarischer Stil. Aber der Spottname ist zu einem Ehrennamen geworden. „In ihm spiegelt sich die trotzigte Kraft und die zierliche Sitte des Rittertums, wie der strebsame Fleiß und die Genauigkeit der Bürger und das stolze Selbstbewußtsein der Städte¹⁴²⁾.“ Man darf wohl auch in der himmelanstrebenden Gotik ein Bild der Himmelssehnsucht sehen, die über alle Erden schwere sich erhebt.

Das aber ist der Fortschritt, den die Gotik gerade in Westfalen machte: man zog die bisher niedrigeren Seitenschiffe bis zur Höhe des Hauptschiffes empor: die Wände zwischen Mittel- und Seiten-

¹⁴⁰⁾ Dehio, Gesch. der deutschen Kunst, I, S. 65.

¹⁴¹⁾ Dehio I, S. 206.

¹⁴²⁾ Knackfuß I, S. 259.

schiffen fielen fort, es entstand eine Halle, die ihr Licht durch die Fenster der Seitenschiffe erhielt. Diese Fenster wurden größer, der Spitzbogen kam hinzu: die Hallenkirche war gefunden. Hier verberg sich der Chor nicht in geheimnisvollem Dämmerlichte, wie in den alten Basiliken und romanischen Kirchen. Hier war der opfernde Priester nicht mehr wie von unnahbarem Geheimnis umgeben, das scheue Ehrfurcht einflößen mußte. Diese Hallenkirchen verkürzten sich zudem, während sie in die Breite wuchsen, und brachten Priestertum und Gemeinde sich auch räumlich näher. In ihnen offenbart sich der auf das Helle und Nüchterne gerichtete, dem Überschwang abgeneigte westfälische Sinn. Man mag auch jenes Bürgertum in ihnen wiederfinden, das entschlossen ist, seine Angelegenheiten, auch die höchsten, nämlich die Sorge um die ewige Hoffnung, in die eigene Hand zu nehmen. So steht noch heute die Bürgerkirche zu St. Lamberti in Münster — eine stolze Hallenkirche — gegenüber dem bischöflichen Dome.

Das erste größere Werk der westfälischen Gotik wurde in Minden ausgeführt. Hier wurde in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts zwischen dem alten romanischen Westbau des Domes und dem Querhaus ein neues Langhaus als Hallenkirche errichtet¹⁴³). So ist der Dom ein Gemisch aus altem und neuem Stil. Ganz und gar als Hallenkirche aber erstand in Herford die Bergerkirche zu St. Marien¹⁴⁴). Sie ist ebenso breit wie lang. Ob hier wirklich an eine Mitwirkung der islamitischen Kaaba zu denken ist¹⁴⁵)? Näher liegt, an das himmlische Jerusalem der Offenbarung St. Johannes (21, 16) zu denken, von dem wir lesen: „Die Länge und die Breite und die Höhe sind gleich.“ Ganz gewiß aber ist diese Kirche zu St. Marien auf dem Berge „eine Perle der Gotik“, wie sie sich weithin nicht wieder findet¹⁴⁶).

Eng verschwistert mit der Baukunst ist die Kunst des Bildhauers. Beide gehen miteinander durch die Zeit, gleichmäßig von deren Strömungen beeinflusst, die eine den Raum schaffend und darbietend, den die andere mit ihren Werken schmückt. Zumal in den Bogenfeldern über den Außentüren (Tympanon) füllt die Bildhauerkunst die Halbrunde über den Türen, in den Portalen stellt sie ihre heiligen Ge-

¹⁴³) Knackfuß I, S. 325.

¹⁴⁴) Knackfuß I, S. 327.

¹⁴⁵) Vgl. Soestheft der Heimatblätter 1921, S. 250.

¹⁴⁶) Sander, Die Kirchengemeinde Stiftberg, 1925, S. 1 ff.

stalten auf, von Säulen wie von den Wänden im Innern schauen diese Gestalten zum Volke hernieder. Die Gotteshäuser sind wie Museen reich an Kunstschätzen, deren religiöse Bedeutung noch unzweifelhaft ist. Und die Kirche erweist sich als eine Pflegerin der Kunst, die in dieser Pflege allmählich lernt, ihre Schwingen zu regen.

Eine westfälische Kirchengeschichte aber mag mit freudigem Stolze daran gedenken, daß die ältesten Bildhauerwerke, die für die beginnende selbständige Richtung der romanischen Skulptur in Deutschland bezeichnend sind, Westfalen angehören¹⁴⁷⁾. Hier sind die wertvollen Altarauffäge zu erwähnen, wie in der Altstädter Kirche zu Bielefeld¹⁴⁸⁾, in Rödinghausen¹⁴⁹⁾ und vielen anderen Orten. Das Bedeutendste aber, was jene alte westfälische Kunst geleistet hat, ist die wunderbare Kreuzabnahme an den Externsteinen. Freilich liegen diese nicht in unserem Gebiete. Aber seit den ältesten Zeiten sind sie weithin im sächsischen Lande geehrt und besucht worden. Hier war eine altgermanische Opferstätte. Man hat es wahrscheinlich gemacht, daß an diesen Felsen schon Arminius die gefangenen römischen Offiziere den Göttern opferte. Der „Hain“ bei diesen Felsen wird mit diesem für heilige Wälder gebräuchlichen Namen schon 1093 erwähnt¹⁵⁰⁾. Hamelmann weiß von römischen Münzen und Waffen, die hier gefunden sind¹⁵¹⁾, und er berichtet auch, daß Karl der Große hier ein heidnisches Idol in einen Altar Gottes umgewandelt habe. Nichts spricht gegen diese Nachricht; aber für sie spricht die abergläubische Furcht, mit der man auf diese Felsen sah¹⁵²⁾. Die Darstellung des Petrus an den Kapellenfelsen soll nicht betont werden, obwohl er bekanntlich im Volksglauben an die Stelle Wodans tritt. Vor allem ist der Name der Felsen entscheidend. Denn die Extern (niederdeutsch = Elstern) galten als weis sagende, den Göttern heilige Vögel.

Galt die Stätte weithin schon im Heidentum als heilig, so blieb sie es im Christentum, zumal seit sie 1093 in den Besitz des Klosters Abdinghof übergegangen war. Hierher fanden aus weiter Ferne und

¹⁴⁷⁾ Rnackfuß, Kunstgesch. I, S. 183.

¹⁴⁸⁾ Weddigen, Westf. Mag., 1786, II, S. 302 f.; Fricke, Geschichte von Bielefeld, S. 280.

¹⁴⁹⁾ Ludorff, Kreis Herford, S. 76.

¹⁵⁰⁾ Grimm, Mythologie, I, S. 54 f. — Hamelmann — vgl. Giesers, Zeitschr. für Gesch. u. N., Bd. 26, S. 91.

¹⁵¹⁾ Opp., S. 392 u. 79.

¹⁵²⁾ Piderit, Lipp. Chronik, S. 526; Risa, Die Externsteine, S. 121.

sicher auch aus unserem Lande große Wallfahrten statt. „Ein großer Konkursus von vielem Volk stellte sich ein¹⁵³⁾.“

Sie sind auch heute noch berühmt, und zwar nicht bloß als Naturwunder, sondern durch das Wunder der Bildhauerkunst, das der Hauptfelsen an sich trägt. Kern und Mittelpunkt des Christenglaubens ist die Erlösung am Kreuze, und hier steht nun das Bild der Erlösung im grauen Stein seit 800 Jahren, eine Predigt ohne Worte, ein hohes Lied von der ewigen Liebe Gottes, tausendmal deutlicher und erschütternder als all das geheimnisvolle Rauschen in dem heiligen Haine, darauf einst die Vorfahren lauschten, ergreifend für jeden, der unvorbereitet mitten in der Bergeinsamkeit plötzlich vor diesem Bilde steht, aber noch ergreifender für den, der sich in dieses Bild versenkt und es zu sich sprechen läßt. Auch Goethe hat sich des Eindrucks dieses Bildes nicht erwehren können¹⁵⁴⁾.

Das Bild umfaßt zwei durch einen horizontal laufenden Steinrand getrennte Gruppen. Die untere stellt zwei Menschen dar, die von einer Schlange umschlungen sind. Die aber ist nicht eine einfache Schlange, sondern als sagenhafter Basilisk dargestellt, den man in der Gestalt eines riesigen Hahnes mit mehrfachem Schlangenschweif und einer Krone auf dem Haupte (βασιλεύς) dachte. Die Hände des umschlungenen Menschenpaares sind flehend zu dem Kreuze, das über seinen Häuptern steht, erhoben. Dem Künstler ist es gelungen, den Ausdruck der ohnmächtigsten Hilflosigkeit in diese knienden Gestalten zu legen. Es ist wie eine lapidare Darstellung der uralten Weise: Mitten wir im Leben sind mit dem Tod umfangen; wen such'n wir, der Hilfe tu', daß wir Gnad' erlangen? Das bist du, Herr, alleine.

Die obere Gruppe stellt die Abnahme vom Kreuze dar. Das Kreuz steht in der Mitte und scheidet das Bild in zwei einander entsprechende Hälften. Nikodemus und Josef von Arimathia nehmen den toten Herrn vom Kreuze. Unten steht Maria und ergreift mit beiden Händen das sich senkende Haupt des Heilandes, in mütterlichem Schmerz das eigene Haupt an das des Sohnes lehrend. Dies aber ist der Zug, den Goethe als den größten Vorzug des Werkes rühmt. „Das haben wir“, jagt

¹⁵³⁾ Piderit, Chronik, S. 525; vgl. Giefers a. a. O. S. 18: saxa coelestibus beneficiis et frequentatione nominum admodum celebria, die Steine sind durch göttliche Wunder und Wallfahrten der Menschen noch (1670) berühmt.

¹⁵⁴⁾ Gesamt-Ausgabe von 1830—1839, S. 304—310.

er, „nirgend sonst gefunden, ob es gleich der Größe einer so erhabenen Mutter zukommt. In anderen Darstellungen erscheint sie in heftigen Schmerz ausbrechend oder im Schoße ihrer Frauen ohnmächtig liegend oder gar rücklings hingestreckt auf dem Boden.“ Für die weitere Ausdeutung des Bildes müssen wir auf Spezialdarstellungen verweisen. Nur das sei noch gesagt, daß hier jenes tief schwermütige deutsche Wort gründet: mutterseelenallein; denn hier erfüllte sich an Maria das Simeonswort (Luk. 2, 35): Es wird ein Schwert durch deine Seele dringen.

Das ist das Bild von den Externsteinen. Der Künstler stellt den höchsten Gegenstand christlicher Kunst dar, aber nicht, wie man ihn gewöhnlich darstellt, in dem ruhenden Leiden am Kreuze, sondern in dem Verlaufe einer dramatischen Handlung. Die Schwierigkeit des Unternehmens mußte jeden, der sich nicht vollster Künstlerkraft bewußt war, abschrecken oder an der Aufgabe scheitern lassen. Lübke, der bekannte Kunsthistoriker¹⁵⁵), nimmt daher einen feinen Zeitgenossen weit überlegenen künstlerischen Genius an; „hier“, sagt er, „schwingt sich eine Künstlernatur über das Gewöhnliche weit hinaus.“

Neben das Große, das die christliche Kunst des Mittelalters zeigt, tritt endlich noch ein Bild, das nicht übergangen werden darf, wenn man dies mittelalterliche Christentum zeichnen möchte: es ist die mittelalterliche Liebestätigkeit. Das unterschied die christliche Religion von Anfang an von allen Religionen, die sie auf Erden vorfand: sie war eine Religion der Liebe. Sie war die Botschaft von der großen Liebe, mit der Gott die Welt liebte, daß er seinen eingeborenen Sohn für sie dahingab. Gewiß war diese Botschaft oft durch Schuld der Boten, die sie brachten, verdunkelt. Auch die Schwertmission Karls des Großen entsprach ihr wenig. Immer wieder leuchtete doch ihr eigentlicher und letzter Kern durch alle Verdunkelungen hindurch. Das geht schon daraus hervor, daß ihr das Echo dankbarer Gegenliebe und herzlicher Nächstenliebe nicht gefehlt hat. Einer der Helden dieser Religion, der Kirchenvater Augustinus, hat einmal gesagt: „Habe Liebe, und tue was du willst.“ Das Wort will alle Erfahrmittel, die wohl auch zu scheinbaren „guten Werken“ mitwirken, und zu denen man schon zu Augustins Zeiten griff — die Lohnsucht, die Eitelkeit, auch die verborgensten Wurzeln selbstbespiegelnder Selbstsucht — verurteilen und deutet mit Ernst auf das eine, was der Menschengemeinschaft nützt „Habe

¹⁵⁵) Die mittelalterl. Kunst in Westf. S. 381.

Liebe“, sorge zuerst dafür, daß dein Herz an der Liebe Gottes zu gleicher Liebe entbrenne; dann aber tue, wozu das brennende Herz dich treibt; es kann dann nichts anderes als Liebe von dir ausgehen. Echte dankbare Liebe ist ein Funke des heiligen Feuers, das in Gott lodert, ist das Amen der begnadigten Seele zu dem Ja der Versöhnung, das Gott ihr sprach.

So kommt es zuletzt nicht darauf an, welche Wege die Liebe geht, sich zu erweisen. Es kommt nur darauf an, daß sie selbst wahr und warm ist. „Gott ist so demütig, daß er sich auch wohl zu falschen Wegen der Menschen bekennt.“ Aber nach ihrer Natur kann die Liebe nicht ruhen, ehe sie nicht auch die rechten Wege gefunden hat.

Sie ist im Laufe der kirchengeschichtlichen Entwicklung sehr verschiedene Wege gegangen. Als das Idealbild einer Gemeinde der Liebe steht die erste Christengemeinde da. Immer wieder steht man ehrfürchtig vor dem, das von ihr gesagt wird (Apostelgesch. 2, 44): „Alle, die da gläubig geworden waren, waren beieinander und hielten alle Dinge gemein, ihre Güter und Habe verkauften sie und teilten sie aus unter alle, nach dem jedermann not war.“ Und doch würde man dieses Wort durchaus mißverstehen, wenn man an eine kommunistische Gemeinschaft denken wollte. Hier sagten nicht die Besitzlosen: was dein ist, das ist mein, sondern die Besitzenden: was mein ist, das ist dein. Und Petrus spricht Gottes heilige Ordnung aus, wenn er zu Ananias sagt (Apostelgesch. 5, 4): Du hättest deinen Acker wohl behalten mögen. Aber er fordert, daß jeder sich als Haushalter Gottes ansehe, damit eine geordnete Armenpflege der Gemeinde möglich werde. Es treten jene sieben Diakonen auf, die das Amt des „zu-Tische-Dienens“ übernommen. Es treten neben sie die Diakonissen. An der Spitze der Gemeinde steht der Bischof, dessen „Augen und Ohren und verlängerte Arme“ diese Diener der Liebe sind. Es finden sich auch früh schon — gemäß der fragilitas humana, der menschlichen Gebrechlichkeit — allerlei Mängel: die Eitelkeit der Geber (Apostelgesch. 5, 1), die Unzufriedenheit der Bedürftigen (Apostelgesch. 6, 1); und es zeigt sich, daß diese Liebe, die alles hingibt, zu einer allgemeinen Verarmung der Gemeinde führt, für die ein Paulus Kollekten sammeln muß (1. Kor. 16, 3). Es ist doch eine Frühlingszeit der Kirche; es liegt auf ihr wie Duft und Schein eines Frühlingsmorgens. „Die zarten Blütenlein gehn herfür“ der Taten, die die Liebe hervorbringt, und die Tau-tröpflein an den Halmen spiegeln das Bild des Königs der Liebe

wieder, der in den Seinen lebt und herrscht: Christus non otiosus, Christus kann nicht müßig sein.

Das ist das Charakteristische an dieser ersten Gemeinde, daß sie eine Gemeinde der Heiligen ist, in der ein Glied dem andern, alle allen dienen. Es gibt hier keine Anstalten zur Krankenpflege, zur Erziehung von Kindern, zur Beherbergung von Reisenden, zum Unterhalte von Alten und Siechen: jedes Christenhaus ist offen für jede Not. Es gibt keine Vereine: die Gemeinde selbst ist der große Verein, zu dem alle gleichmäßig gehören. In jedem einzelnen brennt das Wort: Habe Liebe, und tue was du willst.

Jahrhunderte sind im Strome der Zeit dahingerollt und haben ungeheure Veränderungen in der Welt, auch in der Kirche, hervorgebracht. Die Gemeinde ist zur Kirche und die Kirche zu einer hierarchisch gegliederten Anstalt geworden, und anstattlich wird auch ihre Liebestätigkeit.

So hat ihre Liebestätigkeit auch bei uns Eingang gefunden. Die alten Klöster und Stifter, die bei uns entstanden, hatten immer neben anderen Zwecken auch den der Armenpflege. Mit den Kreuzzügen erwacht die Liebestätigkeit zu neuem Leben und betätigt sich auf neuen Wegen. Der Adel war der führende Stand, und er führt auch hier: die Ritterorden entstehen. Sie führen Krieg nicht bloß mit den Ungläubigen, sondern auch mit aller Not des Lebens. Die Pflege kranker Pilger galt ihnen lange Zeit als die wichtigste Aufgabe. Der älteste Ritterorden ist der der Johanniter, den wir auch in unserem Lande finden, freilich nicht sehr früh. Im Jahre 1170 wurde in Jerusalem das erste Hospital gegründet, das als Musteranstalt galt. Für den Geist, der in diesen Johanniterhospitälern herrschte, ist bezeichnend, daß in der Ordensregel die Kranken als die Herren bezeichnet wurden, deren Diener die Ordensritter sind. In seinem Siegel führte der Orden das Bild eines auf dem Bette liegenden Kranken mit dem Kreuze zur Seite und einer über ihm hängenden Lampe — wohl das Bild der Hoffnung, wie denn ein Hospital die Inschrift hatte: forsitan scintillula latet, vielleicht glimmt doch noch ein Lebensfünkchen; das sollte bei den Pflegenden Geduld erzeugen.

Später tritt die Krankenpflege vor dem Kriegsdienst zurück. Darüber, wie unsere beiden Kommenden in Minden-Ravensberg sich betätigt haben, fehlt jede urkundliche Nachricht. Die älteste ist die zu

Herford. Sie ist schon vor 1231 gegründet und lag an der Werra¹⁵⁶⁾. Die zweite Kommende ist die zu Wietersheim an der Weser; sie wird 1322 und 1323 genannt¹⁵⁷⁾. Sie muß aber älter sein, denn schon 1309 kamen Abgesandte des Hospitals St. Johannis in Jerusalem nach Minden, die Bischof Gottfried seinen Diözesanen warm empfahl¹⁵⁸⁾.

Etwas mehr als von diesen Ritterorden wissen wir von der bürgerlichen Betätigung auf dem Gebiete der Liebestätigkeit. Hatten die Bettelorden die eine Aufgabe christlicher Liebestätigkeit in den Vordergrund gestellt, die evangelistische Wortverkündigung, so ließen sich die Städte die andere Aufgabe befohlen sein, nämlich die Pflege leiblicher Nöte. Sie gründeten in ihren Ringmauern Hospitäler, die zunächst allgemein für jede Not bestimmt sind. Später schied man bestimmte Nöte aus, für die besondere Häuser entstehen. Aber bald werden die Hospitäler aus Krankenhäusern solche für arbeitsunfähige Männer und besonders Frauen, Pfründnerhäuser, in die man sich einkaufen konnte. Die Inassen bildeten eine Art geistlicher Bruderschaft, besaßen eine eigene Kapelle, hatten eine bestimmte geistliche Tracht, auch eine Art Regel, die vom Rate festgesetzt war. Dazu gehörte ein gemeinsamer Schlaf- und Eßsaal (Dormitorium und refectorium). Man nannte diese Anstalten Hospitäler zum Heiligen Geist, weil der Antrieb zu allem Guten von ihm ausgehe.

Es war bald keine Stadt, die nicht ein Hospital *seti spiritus* gehabt hätte.

Die Zeit der Gründung des Hospitals zum Heiligen Geist in Minden ist ungewiß. Doch weiß Schlichthaber¹⁵⁹⁾ von einer Schenkung an das Hospital aus dem Jahre 1253. Auch die Bürgerschaft bewies sich opferwillig¹⁶⁰⁾. Es lag am Markte, ist aber 1332 mit dem ähnliche Zwecke verfolgenden Hospital zu St. Marien, das vor dem Simeonstore lag, vereinigt. Es ist für einheimische und fremde Arme bestimmt, doch sollen die Einheimischen den Vorzug vor den Fremden haben. Es können 18 Personen aufgenommen werden, von denen aber nur zehn freie Wohnung haben. Auch hier gibt es, wie in anderen Hospi-

¹⁵⁶⁾ Lipp. Reg. II, Nr. 951, Anm.; vgl. Hölcher in Zeitschr. für Gesch. u. N. 38, II, S. 69.

¹⁵⁷⁾ Lipp. Reg. II, Nr. 673 u. 685.

¹⁵⁸⁾ Eulemann, Mind. Gesch. II, S. 8; vgl. über die weiteren Schicksale dieser Kommende Schmitz-Callenberg, Monastikon.

¹⁵⁹⁾ II. S. 52.

¹⁶⁰⁾ Schröder, Chronik, S. 146.

tälern, außer dem gewöhnlichen Unterhalt an Festtagen kleine Ergößlichkeiten, sogenannte Pittantien (Weizenbrot)¹⁶¹). In nachreformatorischer Zeit werden täglich zweimal Betstunden vom Hofmeister gehalten¹⁶²).

In Bielefeld wird 1533 ein Hospital genannt für zwölf arme Bürger und ein zweites für Auswärtige¹⁶³). Begründet ist 1483 auch auf der Neustadt vor dem Siekertor ein Armenhaus zum Heiligen Geist¹⁶⁴). Es wird das erstgenannte sein.

In Herford lag das Hospital zum Heiligen Geist unweit dem Bergtor an der Werra. Es wird 1494 erwähnt¹⁶⁵). Aber auch schon 1317¹⁶⁶). Doch wird hier auch ein Hospital St. Catharinae (1339) erwähnt¹⁶⁷), und ein Spital auf der Münsterfreiheit¹⁶⁸).

In Lübbecke erscheint in späterer Zeit — um die Mitte des 18. Jahrhunderts — ein Armenhaus zum Heiligen Geist vor der Osterpforte, das fraglos aus einem Spital zum Heiligen Geist hervorgewachsen und später ein Pfriündnerhaus geworden ist¹⁶⁹).

Ganz verschieden von diesen Hospitälern sind die sogenannten Melatenhäuser. Der Ausatz, die aus dem Neuen Testament bekannte Krankheit, verbreitete sich in Folge der Kreuzzüge in erschreckender Weise auch im Abendlande. Sie galt als die Krankheit schlechthin, man nannte sie daher „Mallait“ oder „Süke des Mallaz oder Melates“ und die von ihr Befallenen „Melaten“. Das eigentliche deutsche Wort für sie ist Miselucht (lat. lepra). Das Volk aber nannte die Kranken in herzlicher Teilnahme „die guten Leute“ oder „die guten Kinder“. Nicht bloß die Summe von Elend, das die Krankheit mit sich brachte, sondern auch, daß Christus gerade dieser Kranken sich angenommen, mußte ihnen die Teilnahme des Volkes zuwenden.

Man mußte die Kranken wegen der leichten Übertragbarkeit der Krankheit von aller menschlichen Gemeinschaft scheiden. Daher er-

¹⁶¹) Stohlmann, S. 66.

¹⁶²) Schlichthaber, II, 52. Vgl. Weddigen, Westf. Mag. 1784, III, S. 140 und Stohlmann, Erinnerungen, S. 66.

¹⁶³) Visitationsprotokoll, Jahrbuch 1904, S. 138.

¹⁶⁴) Schubart, Topogr. histor. statist. Beschreibung der Stadt Bielefeld 1835, S. 20.

¹⁶⁵) Storch, Chronika, S. 34.

¹⁶⁶) Bölscher, Ztschr. für Gesch. u. Altert., Bd. 38, II, 73.

¹⁶⁷) Ztschr. für Gesch. u. Altert., 38, II, S. 73.

¹⁶⁸) Storch, Chron., S. 21 f.

¹⁶⁹) Schlichthaber, IV, 26. Vgl. dazu Hartmann, Wanderung., S. 133.

richtete man für sie vor den Toren der Stadt besondere Anstalten. In den Dörfern behalf man sich mit für den einzelnen Fall errichteten Hütten, die nach dem Tode des Kranken verbrannt wurden. Noch heute erinnert wohl ein einsames Kreuz im Felde daran, daß hier ein „Feldsieber“ einsam litt und starb (wie zum Beispiel nicht weit von Bünde an der Straße von Holzhausen her). Besser hatten es die Insassen der städtischen Siechenhäuser. Sie hatten nicht bloß bessere Wohnung und Kost. Sie fanden hier vor allem eine Gemeinschaft wieder, in der sie Pflichten und Rechte, Achtung und Liebe finden durften. Und das ist ein Triumph christlicher Liebe, daß es immer wieder solche gab, die als Seelsorger oder Leibespfleger freiwillig diesen Kranken dienten und sich dadurch von Menschengemeinschaft schieden.

In Herford lag das Leprosenhaus von dem Lübbertore etwa 200 Schritt vor der Stadt; es ist 1333 von Sweder v. d. Busche erbaut, der hier eine Kapelle trium regum gründete, während das Hospital selber schon in der Zeit der Kreuzzüge entstand¹⁷⁰⁾. Nach der Reformation hatten die Stiftsberger Pfarrer alle 14 Tage Gottesdienst in der Kapelle zu halten. Nach 1765 starben die Siechen aus. Die Kapelle verfiel¹⁷¹⁾.

In Bielefeld lag das Haus am Lemgoischen Wege im Kirchspiel Heepen. Es soll erst 1475 von Lambert von Bewessen, Propst an St. Johannis in Osnabrück und in Schildesche, fundiert sein. Es sollen vier Kranke aufgenommen werden, die aus Bielefeld, Ravensberg oder Lippe sind¹⁷²⁾. Aber das Haus bestand schon vorher und wohl von Alters her¹⁷³⁾.

Daß es auch in Minden ein solches Haus gab, ist sicher¹⁷⁴⁾. Vielleicht war es das obengenannte Hospital zu St. Marien vor dem Simeonstore oder¹⁷⁵⁾ das Nikolaus-Hospital, das 1331 erwähnt wird und auch vor dem Simeonstore lag und darnach mit dem Gasthause verbunden sein soll.

¹⁷⁰⁾ Ztschr. für Gesch. u. Altert., 38, II, S. 72; Storch, Chron., S. 41: wie es scheint, war dieses Haus der Mittelpunkt „der Broderschaft und Gilde (to Herforde up den Rönigen) der armen Selen, sowit sich de erstrecken dot in der Graffschaft Ravensberg, Lippe, Stift Minden und Osnabrück“.

¹⁷¹⁾ Sander, Stiftberg, S. 48.

¹⁷²⁾ Culemann, Rav. Wertwürdigl., III, S. 215.

¹⁷³⁾ Culemann, a. a. O., III, S. 226. Doch vgl. Schubart, Topogr. hist. statist. Beschreibung von Bielefeld 1835, S. 20 u. 117.

¹⁷⁴⁾ Vgl. Storch, Chron., S. 42.

¹⁷⁵⁾ Nach Ludorff, Kreis Minden, S. 64.

Auch der Fürsorge für Reisende und Pilger wandte sich die Liebestätigkeit zu. Die Straßen des Mittelalters waren schlecht. Zwar gab es Königsstraßen (*viae regiae*), für die eine bestimmte Breite vorgegeschrieben war¹⁷⁶). Aber die Breite eines Weges verbürgte noch nicht, daß man auf ihm gehen oder gar fahren konnte, Es gab auch Kirchwege, die so breit sein mußten, daß der Totenwagen darauf fahren und an jeder Seite eine Frau in weißem Schleier gehen konnte, ohne durch die Räder beschmutzt zu werden¹⁷⁷).

Auch damit ist über den Zustand der Wege nichts gesagt. Aus der Fülle der Sprichwörter, die davon handelten, sei nur eines erwähnt, weil es noch heute Beachtung verdient¹⁷⁸): „Wenn ein Weg noch so schmutzig ist, so reite doch nicht auf das Feld nebenan, weil der Besitzer dir Übels zufügen kann.“ Die Besserung der Wege war eine solche Ausnahme, daß die Geschichtschreiber diese Seltenheit in ihre Chroniken aufnahmen. Andererseits galt Weg- und Brückenbau für ein so gutes Werk, daß es dem Almosen gleichstand. Dazu kam die Unsicherheit der Wege.

Dennoch war viel Reisens. Die Kreuzzüge, die Frömmigkeit mit ihren Gnadenorten, der aufblühende Handel belebten die Straßen. Dazu kam das reisende Völklein der Scholaren, die von Schule zu Schule zogen und in ihrer Mißpoesie über das harte Schicksal klagten, das zumal in Westfalen ihrer warte:

Hospitium vile (schlechte Gastfreundschaft)
grob Brot, dünn Bier, lange Mile
sunt in Westfalia;
si non vis credere, lop da.

Auch der Handwerksbrauch führte zur Wanderschaft. Ein „erfahrener“ Mann ist eben der, der von seinen „Fahrten“ Welt- und Menschenkenntnis heimbrachte. Dazu kommen die sogenannten „fahrenden Leute“ des Mittelalters, Heimatlose und Rechtlose, die alles entbehrten, was Sicherheit und Ehre gab. Keine Stadt duldete sie, keine Junft nahm sie auf, selbst die Kirche schloß sie aus. Sie sind deklassierte, „unehrliche Leute“, Ausgestoßene.

So wogte es auf allen Landstraßen von freiwilligen und gezwungenen Reisenden. Sie alle hatten es zu erfahren: „Kein Reisen

¹⁷⁶) Grimm, Rechtsaltertümer, S. 69.

¹⁷⁷) Grimm, a. a. O., S. 104.

¹⁷⁸) Grupp, Kulturgesch., II, 327.

ist ohn Ungemach.“ Da nahm die christliche Liebestätigkeit sich ihrer an. Man baute Brücken und stellte Schutzpatrone auf sie; man legte Brunnen an den Wegen an zur Erquickung für Verschmachtende, zumal Kirchwege genossen den höchsten gesetzlichen Schutz. Aber man gründete auch Herbergen in den Städten zur unentgeltlichen Aufnahme.

Das Gasthaus in Minden, dessen Kirche dem heiligen Nikolaus geweiht war, ist 1396 durch den früheren Bürgermeister Heinr. Giese-ler gestiftet. Die Gründungsurkunde¹⁷⁹⁾ legt dar, was ihn dazu trieb: es war der brennende Eifer erbarmender Liebe (fervor caritatis) gegen alle Not und Armut, besonders aber gegen Heimatlose, Wanderer, Waller, die von irgendwoher nach Minden kommen. Der Bischof bestätigt voll dankbarer Freude die Stiftung, ebenso der Rat der Stadt; letzterer betont, daß die Stiftung seines „Medekumpans“ „ein ewig Hospital für Arme, Elende, Pilgrime und wandernde und kranke Lüde, welches Weges se komen dorch Gott“ sein soll. Im Jahre 1444 wird bestimmt, daß das Haus vor allem Kranken dienen soll. Es wird zu einem Pfründnerhause für 20 Personen, wovon aber nur acht freie Wohnung hatten. Es werden unter dem, das die In-fassen erhalten sollen, auch jene Ergözllichkeiten — es sind die alten Pittantien — an Festtagen nicht vergessen¹⁸⁰⁾.

Der Stifter der Anstalt erhält zum Dank sein Begräbnis im Kreuz-gang von St. Martini¹⁸¹⁾.

In Herford gab es ein Hospiz St. Gertrud zur Aufnahme von Pilgern, gestiftet 1350¹⁸²⁾. Galt doch die heilige Gertrud als Geleiterin auf dem letzten, dem Todeswege. Hagedorn¹⁸³⁾ erwähnt ein Gasthaus in der Gossikerstraße, nicht weit vom Komtureihofe und ein Haus „der Pilgrims und Jakobiten neben dem Rathause auf der Neustadt¹⁸⁴⁾.

Für die niedrigste Stufe der Wanderer sind „die Elenden“ oder Elendshäuser bestimmt. Die ursprüngliche Bedeutung des Wortes weist schon darauf, daß sie für gänzlich Heimatlose bestimmt sind¹⁸⁵⁾. Das

¹⁷⁹⁾ Vgl. Schlichthaber, II, S. 46 f.

¹⁸⁰⁾ Stohlmann, Erinnerungen, S. 66; Weddigen, Kalender 1800, S. 199.

¹⁸¹⁾ Culemann, Mind. Gesch., II, 52. Vgl. Weddigen, Westf. Mag. 1784, III, S. 141 u. Westf. Stat. Kal. 1800, S. 199 f.

¹⁸²⁾ Hölcher, Ztschr. für Gesch. u. Altert., Bd. 38, II, S. 73.

¹⁸³⁾ III, S. 57.

¹⁸⁴⁾ Vgl. a. a. O., S. 175.

¹⁸⁵⁾ Denn Elend, althochdeutsch elilend heißt wörtlich: anderes (alia) Land. Weygand, Wörterbuch, I, S. 434 u. Westf. Ztschr. für Gesch. u. Altert. 1867, S. 360.

Haus wird erst gegen Abend eine Stunde vor der Nacht geöffnet. Eine strenge Hausordnung regelt den ganzen Betrieb. Vor der Kammer legen die Gäste die Kleider ab, die der Wirt in Verwahrung nimmt. Man schlief damals allgemein ohne Hemd. Die Kammer wird von außen abgeschlossen. Nach acht Stunden weckt der Wirt: jeder muß vor dem Abzuge erst sein Bett machen. Es gab auch Elendsbrüderschaften, die für ein christliches Begräbnis der im Hause Gestorbenen sorgen. Ob es solche Elenden auch in Minden-Ravensberg gab?

Und nun die Not der Frauen. Es gab auch im Mittelalter eine Frauenfrage. Die kriegerische Zeit, die die Männer hinraffte, der Zölibat, der dem überaus zahlreichen Klerus die Ehe verbot, verschloß unendlich vielen Frauen den natürlichen Beruf der Hausfrau. So entstanden die Beginenhäuser. Der Ursprung des Namens ist noch nicht ganz geklärt. Sicher ist, daß die Beginenhäuser aus den Niederlanden stammen, aber sich auch in Westfalen in großer Zahl finden. Diese Häuser sind nicht Klöster, die Beginen selber zählen nicht zu den „Religiösen“, aber sie leben in gemeinsamem Haushalt; bei ihnen gilt das Wort: „Ein Gott und ein Pott“¹⁸⁶); sie unterstehen auch einer Meisterin, die die vom Räte der Stadt gegebene Regel aufrechterhält, und haben eine vorgeschriebene schwarze oder graue Kleidung. Ihre Arbeit besteht im Nähen, Spinnen, Weben, auch in Krankenpflege wie im Unterricht junger Mädchen in all diesen Künsten.

Sie schlossen sich gern nach dem Bedürfnis weiblicher Seelen an die Franziskaner an, bei ihnen ihre geistliche Nahrung zu holen, aber entgingen darum nicht immer dem Argwohn der Dominikaner, daß sie keherischen Neigungen huldigten. Gern möchten wir in ihnen einen späten Nachklang der ersten, christlichen Diakonissen sehen, wie denn auch die Reformation sie später zur Krankenpflege verwendete.

Immerhin war ihr Ruf nicht immer fein. Werner Kosevink (S. 139), rechnet es den Pfarrern als Heldentat an, wenn sie sich sogar in die Beginenhäuser wagen, „um die zänkischen Alten zur Ruhe zu bringen“, wie das in Altfrauenheimen denn wohl mal nötig sein mochte.

Das Beginenhaus in Minden in der Brüderstraße gelegen¹⁸⁷), ist 1295 durch die Ritter Wilbrand Nome (Mahne) gestiftet. Es wird später zu einem Psfründnerhause für Frauen des Bürgerstandes, die

¹⁸⁶) Samelmann, Löffler, III, 96, Anm. 5.

¹⁸⁷) Schröder, S. 348.

hier freie Wohnung, etwas Geld und Nahrungsmittel erhalten¹⁸⁸). Es konnte 8—10 Personen aufnehmen, aber keine unter 14 Jahren¹⁸⁹). Noch im 19. Jahrhundert war der Name der Beginen in Minden und seiner Umgebung so bekannt, daß man ältere unverheiratete Frauen Beginen nannte¹⁹⁰). Später sollen drei derartige oder ähnliche Häuser in Minden gewesen sein, die aber wohl anderen Ursprungs sind¹⁹¹).

Das Beginenhaus auf dem Berge vor Herford wird 1307 erwähnt¹⁹²). Auch in der Altstadt wird ein Beginenhaus gewesen sein. Es wird 1288 zuerst erwähnt¹⁹³). Hölscher zählt als drittes Beginenhaus den Klarenhof¹⁹⁴).

Vielleicht war auch das Kloster zum Mariental an der Ritterstraße zu Bielefeld zunächst ein Beginenhaus. Seine Schwestern waren dem Klosterzwange nicht unterworfen. Doch scheint es darnach klösterliche Art angenommen zu haben¹⁹⁵). Nach der Ordnung von 1503 ist es eine Versorgungsanstalt für Bürgertöchter, zunächst der Altstadt.

Und nun gab es außerdem noch vielfach Bruderschaften mit milden Zwecken; auch die Ämter, d. h. Gilden der Handwerker, nahmen sich ihrer Armen an.

Keine Bruderschaft ist bekannter als die, in der die Kleriker zusammentraten: es ist der sogenannte Kaland. Der Name kommt aus der lateinischen Benennung des ersten des Monats = Calenden; an diesem Tage pflegte man zusammenzukommen. Die Kalande nahmen später auch Laien und Frauen auf. Zunächst waren sie nur für Kleriker bestimmt, für die sie ein besonderes Bedürfnis sein mochten; denn diese standen als Ehelose allein, ohne Familie und waren im Volke nicht geachtet.

Als ältester Kaland gilt der von Laer im Münsterlande. In der Gründungsurkunde wird es ausdrücklich ausgesprochen, daß es das innerliche Bedürfnis nach Gemeinschaft ist, was zusammenführt¹⁹⁶).

¹⁸⁸) Culemann, Mindische Gesch., I, 50; Stohmann, Erinner., S. 67.

¹⁸⁹) Schroeder, S. 348; Weddigen, Kalender 1800, S. 200 u. Westf. Mag. 1784, III, S. 141; Schlichthaber, II, 55 f.

¹⁹⁰) Stohmann, S. 67.

¹⁹¹) Stoy, Minden, S. 11.

¹⁹²) Hölscher, Ztschr. für Gesch. u. Altert., Bd. 38, II, S. 74; Storch, S. 21.

¹⁹³) Vgl. Monastikon, S. 35; Ztschr. für Gesch. u. Altert. 38, II, S. 74.

¹⁹⁴) a. a. O., S. 74.

¹⁹⁵) Schubart, Topogr. Beschreibung von Bielefeld, S. 155, 183; Fricke, Gesch. der Stadt Bielefeld, S. 103.

¹⁹⁶) Darpe in Westf. Ztschr. 49, II, S. 148.

In Herford hieß der Kalend *fraternitas sanctae trinitatis*. Er war 1369 gestiftet und zählte ursprünglich 90 Priester. Im Jahre 1486 wird er durch die Äbtissin Anna von Hunoltstein neu bestätigt und zählte 40 Priesterlehen. Das waren kleine Benefizien von 10 bis 12 Reichstaler. Durch die Reformation wurden 20 dieser Pfründen an Schüler gegeben. Die Brüderschaft wurde 1812 aufgehoben. Das Vermögen von 315 Reichstaler fiel an das Gymnasium¹⁹⁷⁾.

Gegen Ausgang des Mittelalters gewann das Wort „Kalandern“ einen bösen Nebensinn. Und von hier fällt ein Licht auf die Notwendigkeit, Gaukler, Tänzer und die *portatrices nebularum* von den Kalandsversammlungen auszuschließen¹⁹⁸⁾.

Es ist sehr bedauerlich, daß das urkundliche Material über die Liebestätigkeit in unserem Gebiete wenig Auskunft gibt. Wir haben im Grunde nur wenige und karge Notizen gegenüber dem großen Reichtum an Nachrichten, der aus anderen Städten vorliegt. Es wäre dringend zu wünschen, daß man die Archive wenigstens der beiden bedeutenderen Städte alter Zeit, nämlich Minden und Herford, gründlich durchforschte. Es ist sicher zu erwarten, daß manch neues Licht von dorthier uns kommen könnte. Aber sicher bergen auch die sonstigen Stadtarchive wie die der ländlichen Kirchspiele noch verborgene Schätze. Die Liebestätigkeit war in unserem Gebiete so bedeutend wie in anderen; so muß auch ihr urkundlicher Niederschlag in den Archiven sich finden. Es kann nicht alles verloren sein. Wir vertrauen darauf, daß der Beweis, daß christlicher Glaube sich in der Liebe erweisen müsse, sich auch bei uns schon für die alte Zeit wird führen lassen.

¹⁹⁷⁾ Storch, Chron. 1748, S. 21; Höltscher, Ztschr. 38, S. 74.

¹⁹⁸⁾ Nebulae sind dünne, durchscheinende Kleider. Vgl. Westf. Ztschr. 30, S. 181; Rothert, Kirchengesch. der Grafsch. Mark, S. 176.

U

1930 K 846